GAMBIA - THE SMILING COAST

Februar bis April 2022

Stipendiumsbericht für die Heinz-Kühn-Stiftung

HANNA LOHMANN

In Gedenken

Dieser Bericht ist auch für Sanna und Sainy.

So nennen sie Zwillinge in Gambia fast immer, egal, ob Jungs oder Mädels.

In sechs Wochen Gambia habe ich zwei Jungs getroffen, die Sainy heißen und erzählten. Ihre Brüder, Sanna, waren beide verschollen. In Libyen. Im Mittelmeer. Irgendwo. Auf dem Weg nach Europa. Auf dem Weg in ein besseres Leben. Weil das Leben, in dem Land, das ich aus freien Stücken gewählt habe, ihnen nicht lebenswert erschien. Ihre Zwillingsbrüder hörten zuletzt von ihnen irgendwo aus Afrika, die Reisenden waren aufgebrochen, ohne irgendwem Bescheid zu geben. Die vier stehen exemplarisch für hunderte Menschen in Gambia und die, die aktuell auf dem Weg nach Europa sind.

Wenn jemand heute über Wirtschaftsflüchtlinge spricht, denke ich an die beiden Sainys.

Beide Gesprächspartner waren nicht volljährig.

Vorwort

Seit 16 Jahren bereise ich Gambia. Ungefähr genauso lange kenne ich das AMIGA-Syndrom. Es beschreibt augenzwinkernd das Verhalten von Menschen, die sich in die Angehörigen einer Bevölkerungsgruppe verlieben, denen nicht der beste Ruf vorauseilt. Auf Einwände von außen wird mit einer Ausnahme argumentiert: „**A**ber **m**einer **i**st **g**anz **a**nders“ - AMIGA. Das AMIGA-Syndrom bezieht sich im klassischen Sinne auf Liebesbeziehungen. Ich bin der Meinung, dass fast alle Gambia-Reisenden früher oder später vom AMIGA-Syndrom befallen sind. Wer nach Gambia kommt, egal ob das Ziel ist die Welt zu bereisen, zu helfen, Urlaub zu machen oder „das richtige Afrika kennenzulernen“. Nach wenigen Wochen, manchmal Tagen, sind Menschen in Gambia der Meinung, dass sie das Land wirklich kennen. Man ist doch kein klassischer Touri! Wohnt nicht im Bettenbunker. Isst nicht nur in europäischen Restaurants, sondern „local“. Kennt Einheimische, die es Gästen in der Tat sehr einfach machen, Kontakt zu knüpfen. Hat den Markt mit einem besucht, der sich wirklich auskennt. Eine kennengelernt, die in einer Schule arbeitet und den ersten Besuch eines Weißen vor Ort jemals ermöglicht! Hat den Kontakt zu der einen Person, die doch Verwandte im Ausland hat oder gar selbst schon da war und deshalb das afrikanische Leben europäisch einzuordnen vermag. Oder sich schlicht verliebt, eine Familie gegründet und spricht fortan die herzensgute Schwester mit „Sister“ an, nicht selten ohne zu ahnen, dass es sich bei der Schwägerin tatsächlich um die erste Ehefrau des Geliebten handelt. Das klingt zynisch. Ist es vielleicht auch. Habe ich so erlebt.

Ich bereise seit 16 Jahren Gambia und ich mache mich nicht frei vom AMIGA-Syndrom, auch wenn ich mich nicht in einen Einheimischen verliebt habe. Ich glaube, Gambia zu kennen. Ich spreche mehr als eine Handvoll Worte in mehreren lokalen Sprachen, ich habe Menschen vor Ort, die ich meine Freunde nenne, und glaube, eine Ahnung zu haben, wie die Menschen so ticken. All das schreibe ich der Heinz-Kühn-Stiftung in der Bewerbung auf mein Recherche-Stipendium. Auch, dass ich schon für mehrere NGOs in Gambia tätig war, einst ein Kind aus Gambia für eine lebensrettende Herz-Operation nach Deutschland gebracht habe und mehrere Kleingruppen von Interessierten einen Alternativurlaub lang durchs Land gelotst habe.

Mein größter Traum, so schrieb ich es bei der Bewerbung 2019, sei es nun sechs Wochen zu haben, die Geschichten dieses Landes aufzuschreiben - mit all meinen Vorkenntnissen und meinem journalistischen Handwerkszeug. Selbstbewusst formulierte ich mein Recherchethema: „Wie geht es Gambia als junge Demokratie?“. Drei Jahre später, als die Corona-Pandemie die Reise jahrelang unmöglich gemacht hat und die Demokratie nicht mehr ganz so jung ist, formuliere ich etwas allgemeiner.

Im März und April 2022 kann ich den Traum endlich umsetzen und stelle schnell fest: Ja, mein Zugang zum Land ist ganz anders als der von jemanden, der oder die zum ersten Mal kommt. Und doch weiß ich nichts. Mit jedem Tag wird mir klarer, dass ich nur an der Oberfläche kratze. Dass journalistische Arbeit hier ganz anders funktioniert als bei der NRZ, wo ich volontiert habe. Eine Politikwissenschaftlerin zu finden, die mir für meinen Reisebericht der Heinz-Kühn-Stiftung, von der sie nie gehört hat, in den Block diktiert, wie es um die Zivilgesellschaft steht, ist aussichtslos. Auch der Gewerkschaftschef, der die Veränderungen im Arbeitsrecht einsortiert, findet sich nicht. Es gibt Aktivisten, die auf himmelschreiendes Unrecht mit Blick auf chinesische Fischfangflotten hinweisen, und auch vereinzelte Proteste, aber eine fundierte Berichterstattung in den lokalen Medien, Recherchen, Stimmen von Fachleuten, bissige Kommentare suche ich vergebens. Und obwohl gerade Parlamentswahlen

stattfinden, als ich vor Ort bin, habe ich das Gefühl, dass kaum jemand erklären kann, was diese Vertretung eigentlich tut, und gemessen an den wenigen in Tinte getunkten Daumen, ein Zeichen, dass jemand die Stimme abgegeben hat, hält sich das Interesse allgemein in Grenzen.

Mit den Menschen zu essen und zu wohnen, mit ihnen zu sprechen und ihnen zuzuhören, hilft hingegen. Ihnen nichts von Journalismus und Stipendium zu erzählen auch. So habe ich Eindrücke in Leben gewonnen, die mir völlig fremd waren. Habe Ansichten gehört, die ich nicht teilen mag. Habe versucht, nicht zu urteilen, wo es mir nicht zusteht. Zu verstehen. Jeder Tag war eine Bereicherung. Mancher hat mich an Grenzen geführt, mancher zu Tränen gerührt, viele Tage haben mich daran erinnert, wie unfassbar gut wir es in Europa haben. Ich bin mir nicht sicher, ob ich auch nur einen Artikel schreiben kann, der meinen journalistischen Ansprüchen hierzulande genügen würde, denn das Überprüfen von Quellen, offizielle Aussagen und kritische Berichterstattung fiel mir vor Ort sehr schwer. Einmal rede ich mit einer jungen Politikwissenschaftlerin, die allerdings als Joghurtverkäuferin arbeitet, weil sie keinen anderen Job findet. In der Vergangenheit war sie beim Radio. Sie hat die Handynummer von dem Spitzenkandidaten der anstehenden Wahlen, ob ich an einem Interview Interesse hätte? Ich denke an die chinesischen Fangflotten und habe Fragen an den Kandidaten, ja. Meine Gesprächspartnerin gibt mir die Handynummer und sagt: „Ruf ihn einfach an und sag, wie großartig du sein Wahlprogramm findest. Dann spricht er sicher mit dir.“

Ich verspreche mir nichts von dem Gespräch und rufe nicht an.

Außerdem hätte das offizielle Recherchieren Nachfragen provoziert, zum Beispiel, warum ich mit einem Touristenvisum im Land bin, statt mich als Journalistin zu akkreditieren.

„This is democracy“- das sagen die Menschen in Gambia seit dem friedlichen Übergang von Yahya Jammeh an Adama Barrow in allen Lebenslagen - auch in mir völlig absurd scheinenden Situationen. Deshalb kann man aber noch lange nicht in eine Behörde latschen oder eine Pressestelle anrufen, etwas von Heinz Kühn, Nordrhein-Westfalen und einer Projektarbeit erzählen und aufschlussreiche Antworten erwarten. Es hat einige Zeit gedauert, bis mir das klargeworden ist, schließlich ist mein Gambia-Zugang doch ganz anders und täglich grüßt AMIGA! Nachdem ich es verstanden hatte, habe ich mich auf das konzentriert, was die Heinz-Kühn-Stiftung auf ihrer Homepage unter „Was wir fördern“ beschreibt: Ich habe „intensiv und ohne Zeitdruck persönlich Einblicke in die Sicht- und Verhaltensweisen einer fremden Kultur“ gewonnen. Auf den kommenden Seiten teile ich einige dieser Eindrücke.

Wenn das Geld für Trommeln fehlt, wird improvisiert: hier mit einem Regenrohr. *Foto: Hanna Lohmann*

“The Smiling Coast of Africa”. Gambias Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Überblick

Knapp sieben Flugstunden entfernt von den großen Flughäfen Europas liegt Gambia. Flächenmäßig halb so groß wie Hessen (warum wird eigentlich immer alles mit Hessen verglichen?), zwei Millionen Einwohner: innen, einst britisch kolonialisiert, offiziell spricht man englisch, tatsächlich kommunizieren die Menschen auf Mandinka, Wolof, Fulla oder anderen Sprachen, die kaum ein Mensch in Europa je gehört hat, aber in Variationen in halb Westafrika gesprochen werden. Wie in vielen ehemaligen Kolonien ist die Küstenregion, die an den Atlantischen Ozean grenzt, viel besser entwickelt als das Landesinnere, das komplett vom französischsprachigen Senegal umschlossen ist. Man kann Gambia bereisen und seine Tage an hübschen Pools und in gut klimatisierten Zimmern verbringen, billiges Import-Bier trinken, durchaus exquisit essen gehen und bei „authentischen“ Musikabenden das Gefühl vermittelt bekommen, Afrika zu erleben. Man kann zehn Tage Urlaub verbringen, ohne mitzubekommen, dass man in einem der ärmsten Länder der Welt ist und dass ein für unsere Begriffe erstaunlich günstiges Abendessen in einem guten Restaurant dem Gegenwert eines Monatslohnes der Servicekräfte entspricht, deren Kinder höchstwahrscheinlich wissen, was Hunger ist.

Irgendein findiger Marketingexperte hat Gambia den Beinamen „The Smiling Coast of Africa“ gegeben. Man liest das in Publikationen über das Land, in denen steht, dass Gambia ein gutes „Einsteigerland“ für Afrikareisen sei, und die Jungs, die in Scharen vor den Hotels herumhängen und unermüdlich Touris vollquatschen, sagen es gebetsmühlenartig. „Gambia -

No Problem!“ sagen sie auch gerne. Man kann auch als Pauschaltourist: in ohne erklärte Absicht, das Urlaubsland „so richtig“ kennenlernen zu wollen, von der freundlichen Kellnerin eingeladen werden, der Namensgebung ihres Neffen am nächsten Tag beizuwohnen, und plötzlich einen Eindruck fernab der Hotels bekommen. Man wird dabei sehr wahrscheinlich auf eine Menge freundlicher, aufgeschlossener und interessierter Menschen stoßen.

Gambia ist vergleichsweise friedlich. Keine Bürgerkriege in der jüngeren Geschichte, im Gegenteil: „Knallt“ es in einem der Nachbarländer, strömen afrikanische Binnenflüchtlinge ins Land. Während ich vor Ort bin, gibt es Unruhen im Südsenegal, binnen weniger Tage kommen tausende Menschen ins Land. Obwohl viele unterhalb der offiziellen Armutsgrenze leben, werden die Neuankömmlinge umgehend versorgt.

Gambia ist auch sicher. Natürlich sollte man die echte Rolex nicht allzu öffentlich zur Schau tragen oder das Portemonnaie voller gambischer Dalasis auf dem Tisch liegen lassen. Das ist allerdings in Europas Großstädten nicht anders, außer dass dort Dalasis nichts wert sind. Ja, es gibt Berichte von Einbrüchen oder Raubüberfällen und einige behaupten, seit es diese Demokratie gebe, seien sie mehr geworden. Aber im Großen und Ganzen ist Gambia ein vergleichsweise sicheres Pflaster und ich habe mich nie unwohl oder gar bedroht gefühlt.

Die allermeisten Menschen sind in ihrer Religion, ein Großteil bekennt sich zum muslimischen Glauben, gemäßigt. Die meisten Menschen haben eine praktikable Mischung gefunden, dem Islam zu folgen und kulturelle Elemente darin zu integrieren. Dabei kommt ein ziemlich patriarchalisches Weltbild raus, aber diese Gesellschaft nimmt auch die junge Frau aus Afghanistan, die vor den Taliban geflohen ist, freundlich auf und zeigt sich schockiert über deren Erlebnisse in einer radikal-islamischen Gesellschaft. Gambia grenzt an französisch sprechende Länder, die wegen der Sprache für viele europäische Reisenden (außer aus Frankreich und Belgien) unattraktiver sind, es gibt im Winter nur eine, im Sommer zwei Stunden Zeitverschiebung gegenüber der deutschen Uhr. Vor der Corona-Pandemie konnte man zu unfassbar günstigen Preisen drei Mal die Woche von Düsseldorf nach Gambia fliegen. Eine willkommene Option zu teuren Hotels in Europa, mit Sonnengarantie in unserem Herbst und Winter.

Beeindruckendes Großwild sucht man vergebens. Außer jeder Menge Affen und Krokodilen, die man in einer Art Streichelzoo besuchen und tatsächlich anfassen kann, hat Gambia nur zahllose Vögel und in der Regenzeit, wenn Nebensaison ist, noch mehr Insekten zu bieten. Nach Gambia fährt man nicht auf Safari. In einigen Reiseführern steht, die größte Attraktion im Land seien die Menschen in ihrer Offenheit und Freundlichkeit, und da könnte viel Wahres dran sein.

Einnahmen aus dem Tourismus stehen an zweiter Stelle der Liste des Bruttoinlandsprodukts Gambia. Davor stehen nur die Devisen, die Menschen aus der Diaspora in die Heimat schicken. Eine erste Erkenntnis, wie es dem Land geht. Eine Volkswirtschaft, die größtenteils davon abhängig ist, dass Menschen, die in Berliner Parks Marihuana verkaufen oder in Logistiklagern von Amazon zum Mindestlohn placken, die paar Euro, die sie nicht zum Leben brauchen, in die Heimat schicken. Davon kaufen sie säckeweise importierten Reis, schicken Geschwister zur Schule oder Eltern zur Malariabehandlung.

Gambia wurde von 1992 bis 2017 von einem Präsidenten regiert, der sich an die Macht geputscht hatte. Regelmäßig gab es Wahlen, genauso regelmäßig gewann Präsident Yahya Jammeh sie. Die Auflistung seiner (Ehren-)Doktortitel würde den Umfang dieses Berichts sprengen. 2006, als ich das erste Mal im Land war, verkündete er, er habe herausgefunden, dass er durch Handauflegen und Koran-Zitieren HIV heilen konnte. Und Diabetes. Aber das nur donnerstags. Viele Menschen im Land glaubten das, der Glaube an starke Mächte fernab

von Islam oder Christentum ist weitverbreitet und dieser Tage schadete es nicht, zu glauben, was Jammeh kundtat, wenn man an seinem Leben in Freiheit oder auch nur dem Job hing.

Jammeh gehört dem Stamm der Jola an, eine Minderheit in Gambia. Heute sagen viele in Gambia, dass Jammeh an Wahltagen zahlreiche Jolas aus dem benachbarten südlichen Senegal nach Gambia lockte, sie mit Wahlberechtigungen ausstattete und so seinen Sieg absicherte. Bei der verhängnisvollen Wahl 2017 habe die Afrikanische Union, ein Zusammenschluss von Staaten in der Region, genug von seinem Gebaren gehabt und den wahlfreudigen Jolas beim Grenzübertritt einen Zentner Reis geboten, wenn sie nicht in Gambia wählen gingen, sondern zurück in ihre Provinz reisten. Der Hunger war größer als die Verbundenheit und Jammeh verlor die Wahl. Er musste nach wenigen Tagen der (unblutigen) Unruhe das Land verlassen. Das mit dem Zentner Reis erzählen sich manche Menschen im Land, ob es stimmt, oder ob Jammeh schlicht zu fest an den sicheren Sieg glaubte und einfach spontan verlor, ist schwer herauszufinden.

Angeblich lebt er in Äquatorial-Guinea und hat große Mengen des Staatshaushaltes dorthin mitgenommen. Damals versprach man ihm eine freie Ausreise, geknüpft an die Bedingung, dass er nie wiederkomme. Es gibt Menschen im Land, und besonders im Ausland, die Jammeh gerne in Den Haag sehen würden. Eine ins Leben gerufene „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ deckte Verbrechen Jammehs auf, die von Korruption und Vorteilsnahme über sexuelle Ausbeutung Minderjähriger bis hin zum Mord an politischen Gegnern reichte. Als ich während meines Aufenthaltes eine Tierklinik besuchte, die kostenlos Straßenhunde kastriert, sprach ich mit einem Mann, dem beim Anblick seines um die Männlichkeit beraubten Rüden die Tränen kamen. Nicht um den Hund weinte er, sondern um einen Onkel, den ein ähnliches Schicksal ereilt hatte. Anders als Mischlingshund „Bob“ jedoch ohne Narkose, wie er mir anschaulich schilderte. Sein Onkel war ein in Ungnade gefallener Regierungsbeamter. Er verstarb kurz nach der Abwahl Jammehs in den USA, wo er zur medizinischen Behandlung war. Es gibt aber genauso Leute in Gambia, die Jammehs APRC-Partei weiter die Treue halten und davon träumen, dass er eines Tages zurückkommt.

Ist doch schließlich Demokratie.

Nothing to Smile about. Ein Land voller Probleme und doch voller optimistischer Menschen

Die Menschen in Gambia lieben Reggae. Gambischen, senegalesischen, nigerianischen, jamaikanischen Reggae. Eine berühmte Reggae-Band heißt Morgan Heritage und brachte 2002 den Hit „Nothing to Smile about“ heraus. Im Lied geht es um einen Norweger, der nach Jamaika kommt und die Einheimischen fragt, warum bloß alle so unglücklich dreinblicken. Der Befragte nimmt den Urlauber mit auf eine Reise über die Insel und zeigt ihm Polizeiwachen, Schulen und hungrige Kinder und fragt im Refrain: „Do you see anything to smile about?“ - „Siehst du irgendwas, worüber man sich freuen könnte?“.

Das Lied geht mir während meines Aufenthaltes nicht aus dem Sinn, kein Wunder es läuft auch ständig, zumindest bevor der Fastenmonat Ramadan beginnt, da hören viele keine Musik mehr, sondern Gebetsgesänge. An der „Smiling Coast of Africa“ gibt es jede Menge Dinge, über die man sich nicht freuen kann. Fast jede Familie hat ein Mitglied, das nach „Toubabulo“, in das Land der Weißen, nach Europa, gegangen ist. Man nutzt dafür keine Flugzeuge, sondern klapperige Buschtaxis über den Senegal, Mali, Niger nach Libyen. Wer auf der Reise nicht stirbt, und das tun viele, wird oft in Libyen interniert und gefoltert. Unter Schlägen erzwingen die Peiniger Handynummern aus der Heimat, rufen sie an, lassen die Familien im gambischen Dorf hören, wie ihre Söhne verprügelt und ihre Töchter vergewaltigt werden. Wessen Familie Hab und Gut belastet und zahlt, wird entlassen und schafft es mit etwas Schmiergeld in ein Bötchen, das die Insassen mit viel Glück und noch mehr Gottvertrauen nach Italien bringt. Diesen Risiken und den vielen Menschen, von denen man nie wieder etwas hört, zum Trotz, ist der Traum von Europa riesig, besonders bei der jungen Bevölkerung. Wer es schafft, und sich vielleicht gar bis Deutschland oder Skandinavien durchschlägt, bekommt bei der Ankunft ein „Taschengeld“, in der Erstaufnahme das, per Western Union innerhalb von Minuten in die Heimat gesendet, sehr viel Trauer und Schmerz vergessen und eine Großfamilie überleben lässt. Es gibt Dörfer, die fast nur aus Alten zu bestehen scheinen. Die Jungen, sie sind in der Küstenregion und suchen dort ihr Glück oder eben auf dem „Backway“, auf dem Weg durch die Hintertür nach Europa.

Nichts zum Freuen.

Spielzeug kennen die Kinder kaum, ein Luftballon löst Begeisterung aus. *Foto: Hanna Lohmann*

Die Krankenhäuser in Gambia, in vielen haben sie kaum Medikamente, keinen Strom oder kein fließendes Wasser und in den meisten Fällen keine Ärztinnen oder Ärzte, sondern Krankenpfleger: innen, die Diagnosen stellen und Medikamente verschreiben. Regelmäßig sterben Säuglinge und ihre Mütter während der Geburt, nicht wenige, weil ein Großteil der Frauen am Genital im Kindesalter verstümmelt wurde und der Vaginalbereich komplett vernarbt ist und eine Geburt unmöglich macht. Im CIA World Factbook steht, dass 37 von 1.000 Babys bei oder unmittelbar nach der Geburt versterben, in Deutschland sind es drei.

Kein Grund zur Freude.

In den Schulen lehren sie nach englischen Lehrplänen, sie stammen aus der Kolonialzeit. Unterrichtssprache ist Englisch, das spricht nur kaum ein Kind, weil zu Hause die Sprache des Volkes, dem man angehört, gesprochen wird. Ich habe viele Neuntklässler getroffen, die nicht besser sinnentnehmend lesen und schreiben konnten als ein durchschnittlicher Achtjähriger in einer Essener Grundschule. Das World Factbook spricht hier von einer „Alphabetisierungsrate" von 55 Prozent. Sprich: Knapp die Hälfte der Bevölkerung kann nicht lesen.

Kurz vor Ende meines Aufenthalts neigt sich der muslimische Fastenmonat Ramadan dem Ende. Man merkt es an den vielen Polizeistopps, die nach Einbruch der Dunkelheit auftauchen, die Beamt: innen fragen vermehrt nach einem „kleinen Geschenk“ in dieser heiligen Zeit, sie haben Druck von zu Hause, die Familie möchte neue Kleider zum Fest des Fastenbrechens und ein gescheites Festmahl wäre auch willkommen. Im Jahr vor der Corona-Pandemie erschütterte die Pleite des Reiseveranstalters Thomas Cook das Land, ein Großteil der britischen Gäste blieb plötzlich aus. Während der Pandemie verloren die Menschen dann ihre Jobs, litten unter teils absurden Lockdown-Regeln und viele, viele Menschen hungerten. Man erkennt Mangelernährung bei Kindern nicht nur an aufgeblähten Bäuchen. Viele haben auch einen Rotstich in den Haaren, ein Zeichen für Proteinmangel. Wer hungert, konzentriert sich nicht in der Schule. Die Gedanken an Nahrung bestimmen den ganzen Tag. Und die Nacht. Hält der Hunger an, entwickeln sich bei Kindern wichtige Teile des Gehirns nicht. Ein Teufelskreis.

Auch die Lehrerinnen und Lehrer und Polizistinnen und Polizisten sind als Staatsdienende nicht so bezahlt, dass sie eine kleine Nebeneinkunft hier und da ausschlagen würden. Auch ihre Mittel sind extrem begrenzt und die Ausstattung ungeeignet. In einer winzigen Polizeiwache im Landesinneren fallen bei genauerem Hinsehen die Öffentlichkeitsfahndungen an den kargen Wänden auf. Sie sind mit Kohlestücken an die Mauern geschrieben worden: Ein Name, ein Hinweis auf das Aussehen (“relativ heller Hauttyp”) oder auf die Begleitung “reist mit Säugling”, finden sich dort. Den Schulen wurde während der Pandemie Home Schooling aufgetragen, dabei gibt es kaum Equipment, nicht für Lehrkräfte, nicht für die Kinder. So manche Einrichtung wird vom World Food Programme mit Reis für eine Schulspeisung versorgt. Als ich mitbekam, dass einer der Schulleiter den Reis unter der Hand ins Dorf verkaufte, war ich schockiert. Dann erklärte mir jemand, dass viele der Schulleitungen sich mit diesen Geschäften ein Zubrot verdienen (müssen). In den Dörfern hungern Familien und wenden sich an die Vorschule, von der sie doch wissen, dass sie auf dutzenden Säcken Reis sitzt, der von den Vereinten Nationen für arme Kinder zur Verfügung gestellt wird. Sie üben Druck auf die Schulleitung aus, sind es geachtete Menschen der Gemeinschaft, so können sie gar damit drohen, dass die Kinder nicht mehr zum Unterricht kommen. Wer den Reis verwaltet, weiß natürlich um das Risiko, das er oder sie eingeht, wenn er bei der nächsten Bestellung verkündet, dass die lieben Kleinen wirklich sehr großen Hunger haben und die Liefermenge erhöht werden muss. Dieses Risiko lässt sich der unter-der-Hand Reishandelnde mit etwas Geld entlohnen. Irgendwie eine Win-Win Situation, denn die Kinder haben vermutlich wirklich Hunger, Mitarbeitende in der Schule verdienen zu wenig und das World Food Programm hilft, leere Mägen zu füllen. Falsch ist das Vorgehen natürlich trotzdem.

Wenn man das sieht, gibt es wenig Grund zu Freude, nothing to smile about, in Gambia.

Und doch, und es schmerzt fast, das Stereotyp der lebensfrohen, singenden und glücklichen Afrikaner: innen zu bedienen, sind die Menschen unfassbar positiv. Ich lerne Menschen kennen, die in schier ausweglosen Situationen stecken und dennoch einen Optimismus verbreiten, der mich überrascht. Wo ich Schwierigkeiten und Probleme sehe, sehen die Menschen in Gambia Möglichkeiten. Ein Beispiel: Ich fahre ein Wochenende mit einem befreundeten Ehepaar in den Südsenegal, wir gönnen uns zwei Tage Urlaub. Ich kenne die beiden ewig, vor einigen Jahren habe ich sie eingeladen, Weihnachten mit mir in Deutschland zu verbringen. Am endlosen, leeren und wunderschönen Strand von Abené mache ich mit dem Handy ein Foto von den beiden, wie sie an der Wasserlinie entlang schlendern. Ich bearbeite es schnell und etwas lieblos und schicke es in unsere „Gambia-Family“-WhatsApp-Gruppe. Die beiden sind begeistert. Yvonne, die Frau, kennt

jemanden, die jemanden kennt, die schon mal Kontakt zu einem gambischen Reiseportal hatte. Und die hat erzählt, dass man Geld bekommt, für schöne Fotos. Und dieses Foto ist ja wirklich sehr originell, der Winkel, ihre Frisur, das Lachen ihres Mannes Joseph, der weite Strand. Yvonne ist überzeugt, dass wir dieses Foto verkaufen können und reich werden. Mit ähnlichem Enthusiasmus wie ihre Modell- und meine Fotografie Karriere plant Yvonne den Bau eines Hauses inklusive mehrerer Kinderzimmer, obwohl sie und Joseph seit einigen Jahren erfolglos versuchen, überhaupt ein Baby zu bekommen. Als wir abends bei einem einfachen Abendessen sitzen und rumspinnen, wann ich wieder nach Gambia komme, sagt sie voller Überzeugung: „Zur Taufe von Klein-Hanna nächstes Jahr“. Dass ihr Kind meinen Namen tragen wird, ist für Yvonne ebenso sicher wie die freudige Erwartung, die unmittelbar bevorstehen muss. Realitätsfremd nach mehr als fünf Jahren Ehe? Weil es eh nicht funktioniert? Oder muss man träumen, um in einem Land zu bestehen, in dem die Lebenserwartung bei 68 Jahren liegt? Bei uns sind es 82. Nothing to smile about, wenig Grund zur Freude - und trotzdem versuchen es die Menschen in Gambia jeden Tag.

Wochenendausflug in den Senegal. Ob man diesen Schnappschuss gewinnbringend verkaufen kann? *Foto: Hanna Lohmann*

Sie gehen zum Beispiel Beschäftigungen nach, von denen BWLer: innen überzeugt sein dürften, dass sie Geld kosten, statt Einkommen zu generieren. Viele Frauen kochen Hibiskus Blätter mit Tonnen von Zucker ein, das nennt sich Wonjo. Sie füllen kleine Portionen dieses Zuckersaftes in Plastiktütchen und legen diese ins Gefrierfach. Am nächsten Morgen stapeln

sie das Eis auf ein Tablett, das sie auf dem Kopf balancierend durch die geschäftigen Straßen tragen und zum Verkauf anbieten, idealerweise bevor es völlig zu Saft geschmolzen ist. Verkaufspreis umgerechnet knapp 17 Cent. Es scheint völlig unmöglich, davon den Hibiskus, den Zucker, die Plastikbeutel, den Gefrierschrank und den Strom zu bezahlen - und dabei noch etwas zu verdienen. Und doch ist „Eisverkaufen“ eine angesehene Beschäftigung.

Genauso wie Taxifahren. Taxis fahren entweder individuelle Routen gegen einen zuvor vereinbarten Preis. Oder aber die Autos pendeln auf festen Strecken von A nach B und sammeln unterwegs so viele Fahrgäste wie möglich ein, die alle einen Betrag im Cent-Bereich zahlen (etwa so viel, wie ein Wonjo-Eis kostet). Das Fahrzeug und seine Wartung, die schlechten Straßen, der teure Sprit, willkürliche Polizeikontrollen, Versicherungen und Steuern, der niemals endende Stau - all das sind Faktoren, die schnell zu dem Urteil führen, dass es unmöglich ist, so Geld zu verdienen. Und doch ist es der größte Traum vieler Gambier: „Wenn ich nur ein Auto hätte, könnte ich meine Familie ernähren“, heißt es dann. Spricht man mit den Taxifahrern, erkennt man, dass einige auf diese Idee anspringen. Im Ausland lebende Familienangehörige oder treue Touris - es gibt etliche, die für ein paar hundert Euro einen klapprigen Benz oder Golf in Europa kaufen. Diesen lassen sie für ein paar weitere hundert Euro nach Gambia verschiffen, dann zahlen sie nochmal so viel, um das Auto zu verzollen, und viele sind überzeugt, so Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Dem berühmten sprichwörtlichen hungrigen Mann das Fischen beigebracht zu haben, statt ihm Fisch zu schenken. Ökonomischer Wahnsinn und Erfüllung mittelgroßer Träume zugleich. Nebenbei bemerkt, wenn für jedes E-Auto, das hierzulande gekauft wird, ein Gebrauchtwagen in Afrika rumfährt, wird das Weltklima vermutlich nicht gerettet.

Es ist ein bekanntes Narrativ, von glücklichen Afrikaner: innen, die vor Lebensfreude nur so sprühen trotz ihrer widrigen Lebensumstände und einfach glücklich sind im Vergleich zu miesepetrigen Europäer: innen. Und an jedem Stereotyp ist etwas Wahres. Ich habe Menschen getroffen, die laut Definition weit unterhalb der Armutsgrenze leben und dennoch darauf bestanden, mir das beste Stück Fleisch (ich bin Vegetarierin) zu geben, mir einen Softdrink zu kaufen (ist mir viel zu süß, ich trinke nur Wasser und vielleicht Gin Tonic als Malariaprophylaxe) oder mir den bequemen Beifahrersitz im Buschtaxi überließen, obwohl sie selbst hochschwanger waren. Menschen, die völlig verstört waren, wenn ich ihnen erzählte, dass es in Europa vorkommt, dass jemand verstirbt und der Mensch wochenlang nicht vermisst wird, weil es keine Angehörigen gibt. Und sich im nächsten Satz sehr glücklich schätzen, obwohl sie keine Ahnung hatten, was die Kinder an diesem Abend wohl essen. Menschen, die selbst kaum etwas haben, die Bettler: innen Geld gaben, die ich abgewiesen hatte. Es gibt in Gambia, ganz objektiv betrachtet, wenig „to smile about“ und doch tun es die Menschen. Schlechte Laune scheint vielen fremd. Sie freuen sich, wenn ich mein Handy über Bluetooth mit ihrem Radio verbinde, und - Apple Music sei Dank - jedes gewünschte Lied streamen und abspielen kann. Sie sind aufrichtig dankbar, wenn ich einer alten Frau umgerechnet fünf Euro für einen Arztbesuch gebe, nachdem ich kurz davor vor ihren Augen zehn für ein Essen ausgegeben habe, das sie für einen Bruchteil gekocht hätten. Sie lassen mir beim Schneider eine Hose nähen, die ich in Europa niemals tragen werde, und bezahlen das mit großer Freude, während ich mehr Klamotten zu Hause im Schrank habe, als sie im Leben je besitzen werden. „Nothing to smile about“ - und doch erfahre ich in Gambia, dass das mit der Smiling Coast mehr als ein Marketing-Gag ist.

Cecilia. Von einer jungen Frau, die ihre Chance sucht, wo eigentlich keine ist

Ich lerne Cecilia an meinem ersten Abend in Gambia kennen. Sie lebt bei Joseph und Yvonne, dem Ehepaar, das ich vor einigen Jahren nach Deutschland eingeladen habe. Joseph habe ich bei meinem ersten Aufenthalt in Gambia kennengelernt, es war der erste Weihnachtstag und ich verbrachte meine Zeit in einer von einem deutschen Verein geführten Krankenstation mitten im Busch. Am Heiligen Abend fragte mich jemand, ob ich denn nicht wisse, dass es einige Kilometer entfernt eine Kirche gebe, am nächsten Tag ging ich hin. Ich erlebte die wirklich sehr feierliche Taufe von über zwanzig Kindern, die in drei Sprachen übersetzt wurde, und langweilte mich sehr. Aber nach der Messe, in der ich auffiel, weil ich nicht wusste, dass man „Amen“ sagt, wenn man die heilige Kommunion empfängt, und auch nicht, dass ich sie als Protestantin nicht hätte annehmen sollen, sprach mich einer, Joseph, an, lud mich ein, und ich verbrachte den Tag mit seiner Familie. Die Vorstellung einen fremden Afrikaner vom Weihnachtsgottesdienst spontan mit nach Hause zu den Eltern zu nehmen, klingt zwar durchaus biblisch, aber nicht nach einem Erfolgskonzept in Sprockhövel, wo ich aufgewachsen bin. Damals grillten wir ein Schwein und feierten bei Temperaturen um die 30 Grad die Geburt Jesu. Wir blieben in Kontakt, Joseph heiratete, und ich lud ihn und seine Frau Yvonne zum Gegenbesuch ein. Wir tranken Glühwein auf dem Essener Weihnachtsmarkt, besuchten Gottesdienste und ich vermittelte ihnen einen Eindruck vom Leben in Deutschland.

Als ich den beiden mitteilte, dass ich für sechs Wochen nach Gambia komme, stand fest: Ich wohne bei den beiden. Naja, für Joseph stand das fest. Er holte mich vom Flughafen ab, Widerspruch zwecklos. Dass ich kein Fleisch esse, hatten Yvonne und er verstanden und ich wurde fortan mit Bergen von Salat und Eiern und aus irgendeinem Grund spanischen Oliven versorgt. Cecilia ist Anfang zwanzig und stammt aus einer Familie, in der Joseph als Kind seine Schulzeit verbracht hat. Als der Junge auf eine gute Schule sollte, befand sein Vater, dass die örtliche Schule nicht gut genug sei, und schickte den damals Achtjährigen zu einer fremden Familie, die man aus der Kirche kannte. Cecilia ist die Tochter seines damaligen Gastgebers. Joseph, der inzwischen mit seiner Frau Yvonne in der Küstenregion lebt und einen bescheidenen, aber eigentlich ganz guten Lebensunterhalt verdient, konnte natürlich nicht Nein sagen, als Cecilia eine Ausbildung als technische Zeichnerin beginnen wollte und eine Bleibe in der Nähe ihrer Schule suchte. Am Abend meiner Ankunft treffe ich also auf die junge Frau, die vergleichsweise eloquentes Englisch spricht und gerne Architektin werden möchte. In den kommenden Tagen lerne ich, dass man Architektur in Gambia gar nicht studieren kann, aber sie hofft auf ein Auslandsstudium, ein Stipendium, irgendeine Option, die sich auftut. Siehe „nothing to smile about“: Cecilia ist so überzeugt und willens, dass man kaum auf die Idee kommt, ihre Träume absurd zu nennen.

Cecilia und ich verstehen uns super und verbringen einen Nachmittag am Strand.

Foto: Hanna Lohmann

Als Cecilia eine Teenagerin war, kam eine junge Amerikanerin in ihr Dorf. Eine Peace Corps. Das ist eine Art amerikanisches Freiwilligenprogramm, vielleicht vergleichbar mit freiwilligen sozialen Diensten in Deutschland. Für ein bis zwei Jahre kommen die jungen Menschen in ein Dorf, leben dort, versuchen Projekte zu etablieren, lassen sich von Unterstützer: innnen in der Heimat finanzieren. Die junge Amerikanerin bat Cecilias Vater um Unterstützung und er schickte ihr das Mädchen, die fortan eineinhalb Jahre mit ihr zusammenwohnte. Cecilia lernte amerikanisches Englisch und begann von der weiten Welt zu träumen. Und merkte vermutlich schnell, dass ihre Möglichkeiten ziemlich begrenzt waren. Vor ein paar Jahren diagnostizierte jemand eine Sichelzellanämie bei Cecilia. Eine Krankheit, bei der sich die roten Blutkörperchen so verformen, dass entzündliche Prozesse im Körper entstehen. Betroffene bekommen unregelmäßige Schmerzschübe, die man dem ärgsten Feind nicht wünschen mag. Irgendwann im Bio-Unterricht in Europa lernt man, dass Menschen mit Sichelzellanämie seltener Malaria bekommen, deshalb ist die Krankheit in tropischen Ländern verbreiteter. Im Radio gab es kürzlich einen Beitrag, dass man an einer Stammzellentherapie für Betroffene forsche, die Linderung verspricht. Dass Cecilia davon profitieren wird, scheint ausgeschlossen. Sie ist im Grunde schwer krank, muss sich schonen, fällt oft über Tage aus

und weiß dann kaum durch den Tag zu kommen. Trotzdem möchte sie unbedingt Architektin werden. Sie ist schmächtig, sieht aus, als sei sie höchstens 17 Jahre alt. Aber sie beißt sich durch. Zeichnet, interessiert sich für Bauten, ist aufgeweckt. Ich mag Cecilia sofort. An meinem ersten Abend fällt der Strom bei Joseph und Yvonne aus, aber sie hat eine Prüfung am kommenden Tag. Kurzerhand klemmt sie ihre Handytaschenlampe zwischen Wange und Schulter und rechnet Dreisatzaufgaben, sie lässt sich nicht ablenken von unseren Gesprächen. Ich verbringe in den nächsten Wochen viel Zeit mit Cecilia. Sie ist eine junge Frau mit vielen Träumen und Wünschen und der Impuls, ihr helfen zu wollen, wird riesig. Wenn sie mir erzählt, dass sie regelmäßig Baustellenleiter kontaktiert und fragt, ob sie an Wochenenden „mitlaufen“ dürfe, um zu lernen, aber immer wieder zweideutige Angebote zurückbekommt und deshalb keine Hospitationsstellen findet, tut sie mir unfassbar leid. Irgendwann erzählt sie mir von einem Stipendium, um in Europa zu studieren. Schritt eins sei, einen Toefl-Test abzulegen, um ihr Englisch unter Beweis zu stellen. Der Test kostet 170 US-Dollar. Geld, das sie nicht hat. Ich glaube inzwischen selber an ihren Erfolg, will daran glauben, vielleicht, weil sie außer dieser Hoffnung so wenig hat, obwohl ich merke, dass ihr Schulabschluss Lichtjahre von einem deutschen Abitur entfernt ist und sie so ganz bestimmt nicht Architektur in Europa studieren kann. Viel später bin ich bei Joseph und Yvonne ausgezogen und miete eine kleine Wohnung, die zentraler ist und mir mehr Bewegungsfreiheit gibt. Ich lerne einen deutschen Arzt kennen, der ein Entwicklungshilfeprojekt in Liberia hat und einen Abend lang sitzen wir alle zusammen und quatschen. Cecilia übernachtet bei mir und redet tagelang über nichts anderes als die Möglichkeit, in Liberia zu studieren. Wir sitzen vor meinem Laptop und recherchieren bei einer schlechten Internetverbindung die Bedingungen und Optionen. Cecilia ist eine, die Hoffnung macht in Gambia. Und trotzdem weiß ich, dass sie in einem europäischen Studium kaum bestehen würde, selbst wenn sie ein Stipendium kriegte. Es ist unfair. Unfassbar unfair. Aber Cecilia ist überzeugt, dass sie es schaffen kann. Soll ich sie bremsen?

Ich zahle ihren Toefl-Test.

Wenn der Strom ausfällt, bleiben nur Kerzen und Taschenlampen als Lichtquelle.

Foto: Hanna Lohmann

Alhagie Lumo. Vom Ramadan, familiären Verpflichtungen und einem großen Eimer Mayonnaise.

Ich treffe Alhagie Lumo in der Küstenregion. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er vielleicht vier oder fünf Jahre alt, heute ist er neunzehn. Lumo - so heißt in Gambia der Wochenmarkt, der in mittelgroßen Städten an bestimmten Tagen stattfindet. Alhagie ist an einem Samstag geboren, da ist Lumo-Tag in BrikamaBa. Rund 10.000 Einwohner hat der Ort, Mehr als 250 Kilometer weit entfernt von den Hotels und Pools und bis vor wenigen Jahren auch vom öffentlichen Stromnetz. Grund genug, dass seine Mutter, die aus Guinea stammt und in einem Dorf, ein paar Kilometer entfernt wohnt, ihrem Sohn den Beinamen „Lumo“ gibt. Alhagies größerer Bruder ist an einem Freitag geboren, er heißt Mamadou Juma; Juma ist das arabische Wort für Freitag. Alhagie und seine Familie sind wohl das, was man in Deutschland “bildungsfern” nennen würde. Damals war seine Mutter mit dem Mann verheiratet, der nachts das Krankenhausgelände im Ort bewacht, ich verbrachte dort nach dem Abitur beinahe ein Jahr in einem Projekt eines deutschen Vereins. Als der Mann starb, er war nicht Alhagies Vater, mussten Alhagie, seine Mutter und seine zwei Geschwister vom Krankenhaus wegziehen und eine neue Unterkunft im Dorf finden. Als ich seine Mutter Penda besuche, sehe ich eine der armseligsten Bleiben, die ich je gesehen habe. Alhagie hat die Schule nach der sechsten Klasse verlassen, hängt jetzt in der Küstenregion rum und verdingt sich als Tagelöhner. Er mischt Sand mit Zement und macht daraus Blöcke, die zum Hausbau genutzt werden. Manchmal schickt er Fotos, wie er in Badelatschen und kurzer Hose mit Spaten auf einer Baustelle steht und in der Sonne arbeitet. Als ich ihn treffe, ist er ziemlich überfordert. Wir haben uns seit 15 Jahren nicht gesehen und vermutlich trifft er nicht viele Weiße im Alltag.

Ich lade ihn auf eine Cola ein. Er hängt die ganze Zeit an seinem total zerkratzten Smartphone und reagiert kaum auf meine Fragen. Er ist unfassbar schüchtern. Schließlich ruft er seine Mutter Penda im Dorf an, damals haben wir oft zusammengesessen und gequatscht. Das heißt, Penda hat erzählt, auf Fulla, die einzige Sprache, die sie spricht, und ich habe interessiert geguckt und kaum ein Wort verstanden. Penda, die drei Kinder und ihr Gatte, der Wachmann, lebten alle zusammen in einem Pförtnerhäuschen, am Eingang des kleinen Krankenhauses. Darin ein Bett, eine Handvoll Krams und definitiv kein Platz für eine Familie. Einmal hatte Alhagies kleiner Bruder (der offenbar an keinem besonderen Tag geboren ist, den er trägt weder „Weihnachten“ noch „Zuckerfest“ im Namen) Malaria und fieberte hoch. Obwohl sie praktisch im Krankenhaus leben, brachte seine Mutter das kranke Kind nicht dorthin. Nein, sie versorgte es selbst - und das ziemlich pragmatisch. Sie setzte den Zweijährigen in einen Eimer und kippte kaltes Wasser über ihn, um die Temperatur zu senken. An solchen Abenden nahm ich Alhagie Lumo mit in mein Gästehaus auf dem Krankenhausgelände. Er übernachtete bei mir und bekam am Morgen ein halbwegs gescheites Frühstück. Und ein Taschentuch für seine Nase, die immerzu lief. Alhagies Milchzähne waren damals tief schwarz, oft erwischte ich den Knirps, wie er Reste von Attaya trank. Das ist starker grüner Tee, der in einer stundenlangen Zeremonie immer wieder mit Tonnen von Zucker aufgekocht und mit allen Anwesenden geteilt wird. Nur einmal trinke ich während dieses Aufenthaltes Attaya und nehme bewusst nur den dritten Aufguss. Ich schlafe schlecht in dieser Nacht und spüre neben rasendem Puls einen fiesen Belag auf meinen Zähnen, die ich - anders als Alhagie Lumo damals - regelmäßig putze. Wenn Alhagies Stiefvater arbeitete, braute seine Frau Penda Attaya und schickte Alhagie mit dem kleinen Teeglas zu ihm. Auf dem Rückweg schleckte der Junge das Glas aus.

Penda knüpft problemlos an unsere Beziehung von vor 15 Jahren an. Als Alhagie ihr erklärt, mit wem er da zusammensitzt, als er sie anruft, ist es wenige Sekunden still. Dann ergießt sich ein niemals endender Wortschwall über Alhagie (und mich). Er nickt oft, was seine Mutter nicht sieht, sagt ab und an „ey“, was auf Fulla „ja“ bedeutet oder „Inch Allah“, was auf Arabisch „so Gott will“ heißt. Inzwischen sind meine Kumpel Joseph und Ramadan zu unserem Cola-Treffen dazu gestoßen. Ramadan, man ahnt es, ist im heiligen Fastenmonat der Muslime geboren, und findet es überhaupt nicht komisch, dass Alhagie den Beinamen „Lumo“ und der Bruder „Juma“ im Namen trägt. Ich kenne Ramadan seit zehn Jahren, damals bin ich mit dem Auto nach Gambia gefahren und habe es vor Ort verkauft, Ramadan war in das Geschäft involviert. Irgendwann habe ich Joseph und Ramadan miteinander bekannt gemacht, vielleicht der frommste Christ und der frommste Muslim, die ich kenne. Seitdem sind sie unzertrennlich. Und beide haben es sich zur Aufgabe gemacht, auf mich aufzupassen, während ich in Gambia bin. Deshalb bin ich nur wenig überrascht, als die beiden in dem Restaurant, das ich für das Treffen mit Alhagie gewählt habe, auftauchen. Ich freue mich durchaus, denn beide sprechen Fulla und beide fühlen sich umgehend für Alhagie zuständig. Was in Deutschland wohl eine krasse Grenzüberschreitung wäre, fällt in Gambia unter Sozialverantwortung. Der Junge hat keinen Vater und wenig Orientierung im Leben? Joseph und Ramadan kümmern sich. Sie lassen Alhagie später nicht nach Hause gehen, ohne ihm ein paar Tipps zu geben („spare Geld“, „arbeite hart“, „unterstütze deine Mutter“, „such dir keine Freundin, sondern heirate bald“, „träum nicht von Europa“, „bete täglich!“.) Und jetzt sitzen die zwei neben uns und lauschen Pandas Wortschwall. So viel Fulla verstehe ich, dass sich der Inhalt irgendwann geändert hat. Penda tauscht nicht mehr die ewig langen westafrikanischen Grußformeln aus, bei denen man sich nach jedem Familienmitglied, Freundinnen und Freunden, der Arbeit und so weiter erkundigt. Joseph, der besser Englisch spricht als Ramadan, der nie eine Schule besucht hat, übersetzt: Bald beginnt der Fastenmonat Ramadan. Penda weiß, dass ihr Sohn nicht viel Geld verdient. Und sie fragt ihn doch fast nie nach Geld. Doch jetzt hätte sie gerne

einen Eimer Mayonnaise. Denn abends, wenn die Sonne untergegangen ist und die gläubigen Muslim: innen wieder essen, gehört ein Gericht mit Fleisch, Salat und Pommes auf den Tisch, nein auf den Boden, wo in der Regel gegessen wird, und das Ganze wird komplett mit einem ordentlichen Klacks Mayo. Jeden Abend. Normalerweise kaufen die Menschen in Gambia ausschließlich für den täglichen Bedarf ein. Soll ein Gericht mit Mayo serviert werden, kaufen die Frauen am Büdchen um die Ecke für 10 Dalasi eineinhalb Löffel. Die füllt der Shop-Inhaber in ein kleines Plastikbeutelchen ab und es kommt von da direkt auf den Teller. Zu Hause haben Menschen wie Penda keinen Kühlschrank. Es ist nicht so, dass der Shop-Betreiber die Mayo kühlen würde. Auch bei ihm steht so ein Eimer, bis er halt leer ist, in der brütenden Hitze. Aber ein eigener Eimer Mayo für den Ramadan, das wäre schon was. Nicht nur für Penda, wie ich im Laufe des Ramadans lerne, und einen Eimer Mayo als adäquates Mitbringsel bei Besuchen zu schätzen lerne.

Penda bekommt nie Besuch von Menschen, die Mayo in großen Mengen als Geschenk mitbringen, deshalb soll Alhagie liefern. Das ist der Moment, in dem er „Inch Allah“ sagt, „so Gott will“, denn er weiß, dass er in den Tagen bis Ramadan keine 950 Dalasi verdienen wird. 16 Euro sind das, so viel kostet das Objekt der Begierde.

Pendas Hausstand, in Eimern verpackt. Mitten drin der Eimer Ramadan-Mayo. *Foto: Hanna Lohmann*

Ich erzähle meinem Bruder Nils von der Begegnung, auch er kennt Alhagie und Penda. Als er mich 2016 besuchte, hat er beide kennengelernt. Mein Bruder überlegt nicht lange und möchte gerne einen Eimer Mayonnaise kaufen. Er schickt mir einen 18-stelligen Zahlencode und hat bei Western Union Alhagies Namen angegeben. Der hat sogar einen Ausweis, war aber leider noch nie in einer Bank und hat keine Ahnung, was er jetzt tun soll. Also treffe ich

den jungen Mann erneut, diesmal mitten an einer der Hauptkreuzungen. „Turntable“ heißt sie, sowas wie Kreisverkehr, und man kann von dort Richtung südliche Landesgrenze, mitten ins Gewusel, zum Flughafen oder zur Touristengegend abbiegen. Ich stehe etwas verloren an der Kreuzung, erkläre alle 20 Sekunden, dass ich wirklich kein Taxi brauche und auch keine Mango und keine Papaya und leider auch kein Handyladegerät kaufen möchte. Die Leute hier bieten einfach alles an.

Irgendwann ruft Alhagie an und brüllt begeistert in sein kaputtes Handy, dass er mich sehen könne, warum ich ihn denn bloß nicht sehe. Ob ihm nicht auffällt, dass an dieser Kreuzung circa 2.000 Afrikaner: innen und genau eine weiße Frau stehen und er mich überraschend eher finden wird als andersrum? Fröhlich trabt er auf mich zu. Er trägt die Hose, die ich ihm beim letzten Treffen geschenkt habe, hat aus irgendeinem Grund ein Ladekabel um den Hals geknotet (gut, dass ich keins gekauft habe) und ist sehr aufgeregt. Gemeinsam betreten wir die Bank und laufen direkt Joseph in die Arme, der mir von dem Plan Mayonnaise-Kauf abgeraten hat, weil er glaubt, dass so eine Erwartungshaltung entsteht. Ein bisschen peinlich berührt stehe ich vor ihm, fühle mich erwischt und beschreibe den großen Zufall, dass wir uns alle in dieser Bank treffen. Joseph lässt uns diskret alleine und ich schiebe Alhagie zum Schalter, wo er seinen Zahlencode und seinen Ausweis wortlos zeigt. Nach langen Minuten, in denen der Bankangestellte auf seinem Computer herumgetippt hat, schiebt er Alhagie ein Stück Papier zu. „Signature“ bellt er ihm entgegen und Alhagie schaut hilflos in der Bank herum. Schließlich nimmt er ungelenk den Kugelschreiber in die Hand, die seit Jahren nur Spaten und Mauersteine kennt, und schmiert ein paar Striche auf das Blatt. Wenig später hält Alhagie 1.200 Dalasi in der Hand, mein Bruder hat es gut gemeint und wohlwollend auf 20 Euro aufgerundet. Ich weiß nicht, ob der Junge schon einmal einen solchen Reichtum in Händen gehalten hat, und ermahne ihn, es ja gut zu verstauen. „Mir passiert nichts“, sagt er und grinst über das ganze Gesicht, während er das Geld in seinem Rucksack packt.

„Hast du gefrühstückt?“ frage ich ihn, es ist kurz vor ein Uhr mittags. Alhagie gibt eine vage Antwort, die auf ein „Nein“ schließen lässt, und wir laufen zu einem kleinen Restaurant ganz in der Nähe. Das Publikum ist gemischt hier, keine Pauschaltouris, aber eine Handvoll Weiße, solche, die Gambia richtig kennen, sich nichts vormachen lassen, aber auch ein paar besser situierte Afrikaner: innen. Alhagie kennt den Laden nicht, obwohl er gleich um die Ecke wohnt. Als der Kellner mit der Speisekarte kommt, sieht Alhagie sie sich in etwa so an wie den Zettel in der Bank. Ich bestelle mir eine Pommes und eine Cola und ein Chicken Afra für ihn. Afra ist sowas wie ein Happy Meal in Gambia. Mag jeder, kann sich nur nicht jeder leisten. Ein viertel Huhn wird liebevoll mit einem großen Messer zerhackt und mit vielen Zwiebeln auf einen Grill geschmissen.

Während Alhagie Selfies mit seiner Cola macht, sehe ich mich im Laden um. Dort in der Ecke hockt ein Weißer mit einem etwa siebenjährigen Jungen, er ist schwarz. Der Mann trinkt Bier, der Junge Fanta, es ist Montagmittag. Ab und an schickt der Mann den Jungen mit großen Geldnoten in der Hand zum Tresen, neue Getränke holen. Manchmal zieht er ihn auf seinen Schoß, kuschelt das Kind, macht Fotos. Ja, vielleicht ist diese Beziehung ganz anders, als sie wirkt. Vielleicht kennen sich die Familien schon ewig, vielleicht bezahlt der Mann die Schulgebühren des Kindes und all seiner Geschwister, und wenn er nun einmal im Jahr in Gambia ist, will er halt mit dem Kurzen ausgehen und bringt ihn dann zu seinen liebenden Eltern zurück. Vielleicht führt der Mann aber auch anderes im Sinn. Ob ein Restaurant, in dem das Bier auch am Mittag schon fließt, und der Umgang eines betagten weißen Rentners das ist, was sich die Familie des Jungen wünscht?

Zu viele Geschichten habe ich gehört, weiß, dass Behörden und Angehörige gerne beide Augen zudrücken bei zweifelhaften Situationen, denn am Ende des Tages steht vielleicht der

Lebensunterhalt für eine Großfamilie auf dem Spiel. Was ist die Lösung? Wenn ich den Mann anspreche, verlagere ich das (mögliche) Problem vielleicht nur direkt in ein Hotelzimmer. Und bin ich so viel besser? Auch ich hocke mit einem Jungen, der theoretisch im Alter meines Kindes sein könnte, hier. Mir vergeht der Appetit auf meine Pommes, was Alhagie freut, denn in Sekundenschnelle putzt er auch meinen Teller komplett leer.

Ich zahle für beide Gerichte und die Getränke den Gegenwert eines halben Eimers Mayonnaise und die ganze Aktion wird etwas absurd. Schließlich habe ich Alhagie nur getroffen, damit er nicht mal 20 Euro bekommt, um seine Mutter glücklich durch den kompletten Ramadan zu bringen, und lade ihn nebenbei zu einem Essen ein, das für ihn absolut unerschwinglich ist.

Ich gehe nachdenklich meiner Wege und Alhagie satt nach Hause. Zuvor besteht er darauf, mir einen Platz in einem Sammeltaxi zu organisieren und ignoriert geflissentlich, dass ich alleine zum Turntable gekommen bin. Mit, wie mir scheint, sehr großen Worten verhandelt er mit einem Fahrer und unter den aufmerksamen Ohren 20 Mitreisender meine Heimfahrt und verschwindet dann fröhlich in der Menge und macht sich auf den Weg, einen Eimer Mayo zu kaufen. Er könnte das Geld auch jemandem mitgeben, aber abseits der Hauptstadtregion kostet die Mayo 120 Dalasi, rund zwei Euro, mehr. Deshalb wird er sie hier kaufen und einem befreundeten Buschtaxifahrer mitgeben, der das Gut nach einigen Stunden Fahrt durch die pralle Sonne seiner Mutter übergeben wird. Als ich Penda besuche, sehe ich den Eimer. Er wirkt fehl am Platz und ist ihr ganzer Stolz.

APPRECIATION
AWARDED TO
M. CEESAY BUREAU

Klimaanlage, Schreibtische und ein Computer - in so einem Umfeld ist Alhagie selten. Oder nie. *Foto: Hanna Lohmann*

Mr. Njie. Von Geschichtslektionen im Taxi und den Grenzen klassischer Recherche.

„Ich habe einen Fahrer, keine Sorge, der bringt dich nach Hause“. Eigentlich sorge ich mich gar nicht. Auch mein Freund Solomon hat es sich, ähnlich wie Joseph und Ramadan, zur Aufgabe gemacht, um mich herum zu helikoptern, während ich in Gambia bin. Dass ich sechs Wochen hier lebe, finden alle prima, aber kümmern müssen sie sich, da sind sich alle Gambianer: innen einig. Solomon betreibt mit seiner britischen Frau Michelle eine Gaststätte, ich habe die beiden dort besucht. Als ich heim will, ist das ein Arbeitsauftrag für Solomon. Etwas umständlich ruft er jemanden an, der seine Tochter immer von der Schule abholt, und die ist „just da um die Ecke, wo du wohnst, der kennt die Gegend“. Kunststück. Gambia ist winzig, hier kennt praktisch jede:r jede Straßenecke, aber okay, nach Hause will ich ja wirklich. Erst rede ich nur wenig mit dem Fahrer, der sich als „Mr. Njie“ vorstellt. Ich hänge meinen Gedanken nach, weil ich an diesem Abend jemanden getroffen habe, von der ich dachte, dass sie mich einer wohlrecherchierten, journalistischen Geschichte zum politischen Gambia näherbringen würde. Es war in der Tat ein spannender Abend, aber definitiv kein Stoff, um ihn irgendeiner Redaktion zu verkaufen. Zu viel Wischiwaschi, Vermutungen, Theorien, anderer Leute (mutmaßlicher) Meinungen. Keine Chance für eine zweite Quelle oder gar ein offizielles Statement. Während ich überlege, was ich bloß in meinen Reisebericht schreiben soll, wie es Gambia geht, während es so viele lose Enden in diesen zahlreichen Anekdoten gibt, sucht Mr. Njie das Gespräch.

„Solomon sagte, du fotografierst.“

„Ja“, sage ich und fürchte etwas, dass ich jetzt irgendwen fotografieren soll.

„Habe ich auch mal gemacht, früher. Bevor ich, nun ja, mit dem Taxi angefangen habe.“

„Ach, wirklich? Was war da los?“

Langsam regt sich Interesse. Der Mann am Steuer ist mindestens Mitte 50. Ich weiß, dass es inzwischen eine Generation in Gambia gibt, die digital- und medienaffin ist, aber ältere Herren sind das in der Regel nicht.

„Ich war der Fotograf des ehemaligen Präsidenten. Hast du vielleicht mal gehört. Yahya Jammeh.“

Es folgt eine detaillierte Schilderung darüber, wie Mr. Nije über Jahre jedes offizielle Foto des Staatsoberhauptes gemacht und anschließend an Medienschaffende verteilt hat. Er erzählt wundersame Geschichten von Dienstreisen und Terminen, wie man sie sich nicht ausdenken kann.

„Und dann?“

Dann wurde Jammeh abgewählt. Eine knappe Woche leugnete der Noch-Präsident den Ausgang der Wahl, hielt an der Macht fest. Die Menschen in Gambia, die so sehr an den Frieden glauben, dass er sich in der Nationalhymne ebenso findet wie symbolisch in Form von weißen Streifen der Landesflagge, schlossen in diesen Tagen die Türen ab und versperrten die Fenster oder besuchten Verwandte weit weg von der Hauptstadt. Das Militär ließ sich von Kollegen aus den Nachbarländern, die herbeieilten, überzeugen, dass dieser Präsident nicht mehr unterstützt werden muss, auch die Polizei hielt die Füße still.

Als Jammeh sich schließlich entschloss, das Land zu verlassen, gab man ihm freies Geleit zum Flughafen und niemand guckte in seine Taschen oder hinterfragte die kleine Gruppe Vertrauter, die da mit ihm ins Flugzeug stieg. Es gibt Videos, die zeigen, wie einige Flughafen-Mitarbeiter: innen auf dem Rollfeld tanzen als die Maschine schließlich abhob. Am nächsten Tag öffneten die Gambianer: innen ihre Türen und Geschäfte und gingen ihrem Leben nach.

Der Wahlsieger kam aus dem Senegal nach Gambia, dort war er in der gambischen Botschaft vereidigt worden und regierte fortan. Ein kompletter Neuling in der Politik, ohne Erfahrung auf dem internationalen Parkett. Es gibt Menschen, die wissen wollen, dass Barrow in England als Wachmann in einem Kaufhaus gearbeitet hat.

In Yahya Jammehs Flugzeug aber hatte auch dessen Haus- und Hoffotograf und mein aktueller Fahrer, Mr. Nije, gesessen. Der hatte über Tage die Felle seines Dienstherren hinweg schwimmen sehen und ahnte nun, dass Adama Barrow bald in den Regierungssitz seines alten Chefs einziehen würde. Er verstand ziemlich schnell, dass das Leben ohne Familie, die noch in Gambia war, und mit Jammeh in Guinea kein Erholungsurlaub würde. Gemeinsam mit zwei hochrangigen Soldaten, die ebenfalls Teil der Entourage waren, reiste Nije wenige Tage später zurück Richtung Gambia, er wurde an der Grenze erkannt und zu einem Verhör in die senegalesische Hauptstadt Dakar gebracht.

All das erzählt Nije, während er mich nach Hause fährt, und fährt fort: „Nach ein paar Tagen haben mich die Polizisten gehen lassen. Ich war doch nur der Fotograf“. Doch Jammehs Nachfolger Barrow wollte ihn nicht weiter beschäftigen. So schickte man ihn zu GRTS (Gambia Radio and Television Station), dem einzigen öffentlich-rechtlichen Radio- und Fernsehsender in Gambia. „Ich sollte dort Veranstaltungen filmen. Festakte und sowas. Eigentlich stand ich nur hinter einer Kamera, die nicht meine war, und wurde irgendwie beschäftigt. Nach zwei Jahren wurde ich in den Ruhestand entlassen.“ Eine Rente bekomme er nicht.

Was? Ein Beamter, der nach einem Machtwechsel keine Pension bekommt? Mein journalistisches Interesse ist geweckt. Wen rufe ich als erstes an? Die gambische Beamtenversorgungskasse? Das Innenministerium? Amnesty International? Kurz vor meinem Hotel wird mir klar, dass ich diese Geschichte nicht verifizieren kann. Beim Aussteigen ruft Nije mir seinen vollen Namen zu. „Google mal, dann findest du mich.“

Tatsächlich berichten Online-Medien über den Fall, mit kompletten Namen und Fotos. Das ist eindeutig mein Fahrer. Vielleicht muss ich nicht verifizieren, ob das mit der Pension stimmt, um zu wissen, wie es Gambia geht. Die Geschichte von Mr. Nije ist ein Puzzlestück in meinem Gambia-Bild. Ein Land, in dem ein Diktator einfach so abgewählt wurde. In dem es keinerlei Blutvergießen, sondern freies Geleit für den ehemaligen Machthaber und seine engsten Vertrauten gab. Ein Land, in dem man einen von diesen nur vier Vertrauten ein Versorgungspöstchen bis zur Rente gibt und ihn nicht danach fragt, wie viele Milliarden der alte Chef genau außer Landes geschafft hat, weil er doch nur der Fotograf war. Ein Fotograf, der jetzt gelegentlich das Kind eines Kneipenbesitzers von der Schule abholt und mich zu meinem Hotel bringt. „Oh, Palm Beach,“ liest er auf dem Eingangsschild, “Das kenn ich, hat ein Onkel von mir gebaut.”

Ich glaube ihm.

Yahya Jammeh, ehemaliger Präsident Gambias. Die Liste seiner (Ehren-) Doktortitel würde diese Bildunterschrift sprengen.

Foto: Photo courtesy IISD/Earth Negotiations Bulletin

This is democracy! Von Dingen, die sich in der Demokratie gebessert haben, und von Dingen, bei denen man sich dessen nicht sicher ist.

„Das ist die Demokratie!“ - Das sagen die Menschen 2022 ständig in Gambia und meinen damit alles, was vor einigen Jahren unter dem vorherigen Präsidenten verboten war, oft, aber nicht immer, was damals besser war. Es kann eine Straßensperre sein, die Nachbarn errichtet haben, weil sie ein Fest auszurichten haben, etwa eine Namensgebungszeremonie oder eine Hochzeit. Dann werden eine Menge Plastikstühle irgendwo geliehen, auf denen die Gäste Platz nehmen und scharfe Fischsuppe, die nach europäischen Geschmack größtenteils aus Gräten besteht, essen. Das gehört dazu. Genauso wie eine überdimensionierte Musikbox, gerne mit blinkenden LED-Lichtern und einem DJ, wenn das Geld es zulässt.

Handelt es sich um eine muslimische Namensgebungszeremonie, findet diese in der Regel sieben Tage nach der Geburt statt. Die Mutter, die in anderen Teilen der Welt ins Wochenbett gehören würde, zeigt sich mehrfach mit dem Nachwuchs in möglichst beeindruckenden Gewändern. Der Name wird bekannt gegeben, es wird gebetet, Geschenke werden überreicht, es wird gekocht.

Wer Geld und Möglichkeit hat, feiert danach bis in die Nacht hinein bei lauter Musik, Tanz und Trillerpfeifen gehören unbedingt dazu. Auf Kreuzungen ist nun mal mehr Platz als anderswo, dann müssen die Nachbarn halt einen Umweg fahren. Gambia - No problem? Smiling Coast? Nur solange sich die Nachbarn nicht ärgern. Tun sie es doch, schimpfen sie auf die Demokratie. Früher sei so etwas nur mit Genehmigung möglich gewesen. Hätte die Polizei durchgegriffen. Heute ist alles erlaubt, ist ja Demokratie.

Plötzlich ist es zappenduster. Die Musik ist aus, das Handy lädt nicht mehr, der Fernseher zeigt keine Musikvideos aus Ghana mehr, es ist Stromausfall. Es dauert nicht lange, bis einer findet: „Das ist Demokratie!“.

Das ist Demokratie? Klar, denn früher, da gab es viel weniger Stromausfälle in dieser Gegend. Warum? Weil doch ein Verwandter des Präsidenten in der Nähe wohnte. Fiel der Strom aus, beschwerte der sich „ganz oben“ und die Verwaltung griff durch. Nicht unbedingt auf dem Dienstweg, aber bei der NAWEC (National Water and Electricity Company) wusste man seine Bedürfnisse durchzusetzen, und wenn der Verantwortliche an seinem Job hing, sorgte er besser dafür, dass der Strom oder das Wasser möglichst bald wieder floss. Ob das stimmt? Es lässt sich kein Sprecher der Firma oder des Betriebsrats auftun, der das bestätigt oder dementiert, aber dass früher alles besser war, ist wohl auf der ganzen Welt eine verbreitete Annahme.

„Wir öffnen gerade diese Strandbar, früher durften wir ja nicht mehr, die Repressalien… Jetzt haben wir Demokratie.“ Manager Lamin rückt ein paar Liegen zurecht und erklärt: „Die alte Regierung wollte uns nicht. Die wollten, dass ihr Weißen euer Geld in den Hotels lasst, nicht bei uns einfachen Leuten. Nicht hier. Willst du Bob Marley [Marihuana]? Kein Problem. Hier passiert nichts.“ Wenig später wird es dunkel. Das ganze Jahr über wird es zwischen 19 und 20 Uhr dunkel in Gambia. Knapp südlich des Äquators gibt es keine Sommer- und Winterzeit, deshalb beträgt der Zeitunterschied nach der Hälfte des Aufenthaltes zwei Stunden nach Deutschland, wo die Uhren umgestellt werden. Der Rückweg zum Auto, das nur wenige Fußminuten entfernt geparkt ist, ist nur mit der Handytaschenlampe zu finden. Der Begleiter schärft ein: „Lauf ja nicht alleine hier. Keine Heldentaten. Ich begleite dich. Ich habe ein Messer.“ Ein Messer? Bewaffnete Gambier, das scheint neu. „Früher haben die Soldaten durchgegriffen. Zwielichtige Gestalten am Strand, die Tourist: innen aufgelauert haben? Denen haben sie die Rastas abgeschnitten und klargemacht, dass sie aufpassen. Oder es verschwand mal jemand. Damals war es sicher. Jetzt haben wir Demokratie. Gefährlich.“ Hängt Sicherheit wirklich mit Demokratie zusammen? „Barrow [der aktuelle Präsident] achtet auf Menschenrechte und erlaubt alles. Das wissen die.“

Wenn Barrow und seine Verwaltung Menschenrechte achten und nicht durchgreifen, tun es die Menschen selbst. Fast jede: r hier kann eine Geschichte erzählen, was passiert, wenn ein Dieb erwischt wird. Die Nachbarschaft beschäftigt sich eine Weile selbst mit dem Problem, bevor man zur Polizei geht. Wer einen Einbrecher auf frischer Tat erwischt, macht dem

Übeltäter klar, dass das nicht geht. Geschichten, oft flankiert mit Bildern und Videos zeigen wie. Stundenlang verprügeln sie die Täter. Einmal geht eine Geschichte durch ein gambisches Online-Medium, dass dringend ein: e Blutspender: in mit der Blutgruppe 0 gesucht wird. Der Empfänger sei am Tag zuvor zusammengeschlagen der Polizei übergeben worden. In der Nacht musste ein Bein amputiert werden, so schlimm soll er mit einer Machete malträtiert worden sein, bevor sie ihn in die nächste Polizeiwache gebracht haben. Die Kommentare bei Facebook sind deutlich. Kaum jemand ist zu einer Spende bereit, „selber schuld“, finden viele Kommentator: innen und lehnen kategorisch ab, obwohl die Gruppe 0 als universal gilt und fast jede: r spenden könnte. Bei anderen Notfällen finden sich über diese Plattformen schnell Spender: innen. Es gibt keine zentrale Blutbank, wer keinen Verwandten als Spender: in mitbringt, ist auf die Gemeinschaft oder die Soldat: innen angewiesen - die müssen spenden, wenn sie können. „Früher fand ich das mit dem Zusammenschlagen falsch,“ sagt Fatou. Sie arbeitet an einer Tankstelle, 2.000 gambische Dalasi, etwas über 30 Euro, verdient sie im Monat. Vergangene Woche hat man ihr im Sammeltaxi den gesamten Monatslohn gestohlen. Sie weiß nicht, wie sie ihre Miete bezahlen soll. „Jetzt wünsche ich diesem Menschen alles Schlechte. Würden sie ihn kriegen, ich wünschte, sie würden sich Zeit lassen, bis die Polizei kommt. Dem passiert doch nichts. Wenn meine Familie ihn vor der Polizei erwischt, wird er seine Lektion haben.” Das ist Demokratie, findet nicht nur Fatou.

Was mit einem Lynch Mob geschieht, der einen Verbrecher erwischt, ist schwer zu eruieren.

Fatou hat im Glück. Ihr Vermieter ist wohlsituiert und erlässt ihr die Miete. Jetzt plagen sie andere Sorgen. Denn seit vier Wochen bekommt ihre Tankstelle keinen Diesel mehr geliefert. Sie wird zwar weiterbezahlt, aber sie arbeitet nicht. Doch ihren Lebensunterhalt bestreitet sie nur in Teilen von ihrem Gehalt. Sie ist auf Trinkgelder von den Fahrern angewiesen. Bleiben die aus, kann sie zwar ihre Rechnungen bezahlen, nicht aber Nahrungsmittel kaufen und sich um ihren Sohn kümmern. Hier ist - ihrer Einschätzung nach - nicht die Demokratie der Grund, sondern „irgendwas mit Russland.“

Verkehrsschilder scheinen auf dieser Straße in Banjul eher Handlungsempfehlungen zu sein.

Foto: Photo courtesy IISD/Earth Negotiations BulletinHanna Lohmann

Ramadan.

Die Hauptstraße ist fast leer. Einige wenige Taxis rasen mit ungewohnter Geschwindigkeit die Strecke zwischen „Trafficlight“, „der Ampel“ (es war die erste und bis heute fast einzige Ampel im Land und der Name ist Programm) und der Senegambia-Meile (hier sind die meisten Hotels und es findet sich alles von niederländischen Pfannkuchenläden bis indischen Restaurants). „Ich habe Hunger, beeil dich!“ ruft der Fahrer der behäbigen Dame zu, die ihn herangewunken hat und sich nun gefühlt in Zeitlupentempo auf den alten Mercedes zu bewegt. Diese zusätzlichen 10 Dalasi (17 Cent) will sich der Fahrer trotzdem nicht entgehen lassen. In einem Affenzahn fährt auch er jetzt die letzte Tour, bevor er eine Pause einlegt und sein Fasten bricht.

Es ist Ramadan, seit Sonnenaufgang hat der Fahrer nicht gegessen, nicht getrunken, nicht geraucht und hat - wäre er zu Hause gewesen - seine Frau nicht berührt. Er fastet. Einen ganzen Monat lang, und sobald die Sonne untergeht, ist wieder alles erlaubt. Wer bei seiner Familie ist, beginnt mit der Völlerei, die bis zum nächsten Morgen dauern kann. Wer alleine ist, gönnt sich endlich eine Zigarette oder ein großes Glas Wasser und einen Imbiss unterwegs. Wer zufällig bei irgendwem vorbeikommt, wird eingeladen, egal, ob man sich kennt oder nicht. „Komm zum Essen,“ heißt es um kurz nach sieben überall, egal, ob man gefastet hat oder nicht. Es ist genug da. Wer glaubt, dass man im Ramadan Geld spart, weil Mahlzeiten ausfallen, irrt. Allerorten fahren die Frauen schier unfassbare Mengen an Essen und Snacks auf, die ganze Nacht.

Das gesellschaftliche Leben hat sich in die Stunden der Dunkelheit verlegt. Junge Leute treffen sich, essen zusammen, brauen stundenlang Attaya, den starken grünen Tee, und quatschen, viele beten. Wer es sich erlauben kann, schläft am nächsten Morgen, so lange es geht, um die Zeit des Fastens zu verkürzen. Jeden Abend herrscht eine Stimmung, wie man sie in Deutschland vom Silvesterabend kennt. Alle warten auf den einen Moment, in dem sich eigentlich nichts verändert, aber doch alles neu ist. Iftar. Das Fastenbrechen. Es ist eine besondere Stimmung im Land, selbst wenn man nicht fastet. Die Musik, die sonst omnipräsent ist, ist leiser oder wird durch arabische Gebetsgesänge ersetzt. Im WhatsApp-Status finden sich fromme Sprüche, wo sonst coole Fotos gepostet werden.

Spätestens ab mittags ist die Stimmung vielerorts mies, besonders im Landesinneren. Dort ist es im März, anders als an der kühlen Küste, heiß. Unfassbar heiß. Die Sonne brennt, das Thermometer zeigt manchmal über 40 Grad Celsius an. Im Ramadan sollen die Menschen besonders besonnen handeln und Sünden vergeben, im Alltag geraten manche in Streitigkeiten - über Schwachsinn. Auf der Fähre von der Hauptstadt Banjul zur anderen Flussseite. Die Überfahrt dauert etwa eine Stunde, am anderen Ufer wartet das weniger entwickelte Gambia. Kaum Tourist: innen. Rudimentäre Versorgung mit Wasser und Strom, unverputzte Häuser mit Wellblechdach. Jemand spricht den Kapitän der Fähre an, auf Wolof. „Hey, wie klappt es mit dem Fasten?“ - „Super, kein Problem. Schaff ich. Selbst mein jüngster Sohn fastet dieses Jahr.“ Der Mann grinst. „Dein Jüngster? Niemals! Der ist doch noch klein,“ neckt er den Steuermann. Der ist innerhalb von Sekunden auf 180. Natürlich faste sein Sohn. Wie alle seine Kinder. Gute Muslime erziehe er. Was der Mann überhaupt wolle. Es entwickelt sich ein lautstarker Streit, während die Fähre in den winzigen Hafen einläuft. Am Ende vertragen sich alle und doch bleibt die Stimmung gereizt. Wenig später bricht am Straßenrand ein Jugendlicher zusammen, er sieht dehydriert aus. Einige Freunde tragen ihn in den Schatten, holen Wasser. Mit letzter Kraft wehrt sich der Junge dagegen einen Schluck zu trinken, er ist vielleicht 15 Jahre alt. Er rappelt sich auf, befeuchtet Arme und Beine, kippt sich den Rest des kühlen Nass über den Kopf. Nur nicht das Fasten brechen, verpasste Fastentage müssen nachgeholt werden.

Am Ende des Ramadans steht das dreitägige Fest des Fastenbrechens. Dazu möchte jede: r wenn eben möglich gerne neue Kleidung haben. In den Schneidereien arbeiten sie Tag und Nacht. Anders als Feiertage wie Weihnachten und Ostern werden muslimische Feiertage nach dem Mondkalender begangen. Und auch die genauen Fastenzeiten verschieben sich täglich und geographisch. So beschäftigen sich einige Gelehrte tagelang damit, ob und wo die Mondsichel bereits gesichtet wurde. Tage vor dem Beginn des Ramadans wird gerechnet und überlegt, auf welchen Tag der Vorabend wohl fällt, Clubs und Diskos werben mit der “letzten Partynacht vor der heiligen Zeit” und in diesen Tagen tanzen und flirten sie in den Läden gerne, was das Zeug hält. Denn viele, die sonst nicht allzu fromm sind, kommen in dieser Zeit zur Besinnung und halten sich an muslimische oder selbstauferlegte Regeln. Viele Frauen tragen Kopftuch, einige Männer schütteln Frauen nicht mehr die Hand.

Zu Sonnenuntergang wird aufgetischt. Nicht wenige Familien verschulden sich im Ramadan für die opulenten Abendmahle. Gäste und Fremde sind eingeladen. Immer.

Foto: Hanna Lohmann

Der Tote in der Stromleitung. Vom Leid in einem Staat, in dem DIN-Normen nicht normal sind.

„Allhahu akbar!“, „God is great“ - die Begleiter sind sich einig. Im Auto sitzen ein Christ (Joseph) und eine Muslima (Fatou, die Tankwartin). Der Verkehr staut sich ewig, noch mehr als sonst. Als das Auto an einer Verkehrspolizistin vorbeifährt, fragt der Fahrer nach, was da los ist. Ein Feuerwehrauto ist zu sehen und hunderte Menschen, die sich versammelt haben. „Guckt nicht nach oben“, sagt die Polizistin und die Insassen machen genau das. In der Hochspannungsleitung hängt ein Mensch. Grotesk verformt zwischen den Drähten. „Wir wissen noch nichts“, sagt die Polizistin und dann winkt sie das Auto weiter. Später sagen sie im Radio, was passiert ist. Der Mann war „mental nicht in Ordnung,“ so drückt es der Reporter aus, und kündigt ein Live-Interview mit dem Vater des Verunglückten an. Der wird am Abend jedem Nachrichtensender im Land erzählt haben, dass sein Sohn seit Wochen nicht nach Hause kam, am Strand schlief, obwohl er doch früher beim Militär war. „Soldier“, Soldat, nannten sie ihn. Vielleicht hat er irgendwas genommen. Vielleicht wusste er nicht, wohin mit sich. Auf jeden Fall ist er am frühen Morgen den Hochspannungsmast hochgeklettert und hat die Drähte berührt. Sein rechter Arm ist sofort verbrannt, jetzt versuchen die Rettungskräfte gemeinsam mit der Betreiberfirma des Netzes den jungen Mann zu bergen. Unbeholfen stehen Rettungskräfte und jede Menge Tourist: innen umher, der Tatort ist mitten in einer Hotellandschaft und überlegen, was zu tun ist. Wer glaubt, das Leben in Afrika sei einfacher und von weniger Regeln und Vorgaben bestimmt, hat Recht. Aber es gibt auch weniger Vorschriften, Routinen, Kontrollen, Berufsgenossenschaften, Sicherheitsvorkehrungen und Hilfe als im Rest der Welt. Im Radio hören wir, dass es viele Stunden dauert, bis der Leichnam befreit und schließlich beigesetzt wird. Gott ist groß, er hat uns einen freien Willen gegeben, und wenn niemand verhindern mag, dass ein Desorientierter in die Hochspannungsleitung greift, dann sterben Menschen. Jeden Tag. In Gambia wird viel gestorben. Kaum ein Tag, ohne dass sich ein schwerer Verkehrsunfall ereignet. Man lernt Vorschriften, Regeln und Sicherheitsmaßnahmen zu schätzen, in einem Land, in dem vieles nach Augenmaß entschieden wird.

Der TÜV hätte vermutlich Einwände, in Gambia ist dieser Jeep ein offizielles Touri-Taxi und wird jährlich den Behörden vorgeführt. *Foto: Hanna Lohmann*

Marcel. Einer, der einen gut bezahlten Job im Staatsdienst ablehnt und lieber Pools reinigt

Wunderbar. Marcel findet einfach alles wunderbar. Der Morgen ist wunderbar, die Arbeit sowieso und die Tatsache, dass ich seine Schwester kenne, weil die die Wohnung an meine Freunde, bei denen ich gewohnt habe, vermietet, sowieso. Marcel ist die Badeaufsicht im Hotel, wo ich einige Tage unterkomme. Er bringt den größtenteils englischen und niederländischen Tourist: innen Auflagen für ihre Liegen, fischt Grünzeug aus dem Pool und schiebt Kinder mit gambischen Vätern und europäischen Müttern, die am Beckenrand versuchen zu entspannen, auf Gummitieren durch den Pool. Früher hat er als Finanzbeamter gearbeitet, aber er hatte „Probleme mit der Regierung."

Irgendwas passierte, worüber weder Marcel noch seine Freunde genauer reden möchten, und auch unter der neuen Regierung, die ihn gerne als Verwaltungsbeamten im Finanzwesen wiedereinstellen würde, arbeitet er lieber für deutlich weniger Geld als Badeaufsicht. Die Saison läuft schlecht, Corona, der Ukraine-Krieg und die Thomas-Cook-Pleite sorgen dafür, dass selbst jetzt, in der Hochsaison, viel zu wenige Tourist: innen ins Land kommen. Marcel hat zwei Tage Schicht und zwei Tage frei, bekommt nur 50 Prozent des ausgemachten Lohns. Fällt sein Arbeitstag auf einen Sonntag, so tauscht er mit seinem muslimischen Kollegen, der gerne freitags frei hat, damit er zur Kirche gehen kann.

Vor einigen Monaten hat Marcel geheiratet. Seine Frau arbeitet beim Jugendamt, fährt in die Provinzen und erklärt den Menschen, dass man Kinder nicht schlagen sollte. Arbeitete er für

die Regierung, könnte er mehr verdienen. Er hat kein Interesse. Wunderbar. Alles ist doch wunderbar. Die Tourist: innen, sie können endlich wieder an die „Smiling coast“ kommen, sagt er und lacht, und sie können sich erholen von ihren anstrengenden Jobs in Europa. Und jetzt sogar in einem demokratischen Land. Ein Land, dessen vorherige Regierung ihn monatelang inhaftiert hatte, weil er angeblich Geld veruntreut hatte. Marcel erzählt nicht, was ihm widerfahren ist. Aber Marcel hat eine Familie zu ernähren und fischt lieber Blätter aus einem Pool als für die Verwaltung zu arbeiten und jemals wieder etwas mit Politik zu tun zu haben.

Alles wunderbar.

Sagt Marcel.

Beautiful - für Marcel ist einfach alles wunderschön. Obwohl seine Arbeits- und Lebensbedingungen aus europäischer Sicht nicht einfach sind.

Foto: Hanna Lohmann

Europäer: innen in Gambia

„Dieser Hund sieht ja super aus. Hervorragend. Ich nehme ihn mit und bringe ihn kastriert zurück, versprochen. Danke für dein Vertrauen.“ Diese Worte sagt Claudia Diallo auf Wolof. Es ist die Sprache ihres Ehemanns, der Senegalese ist. In Deutschland haben sie sich kennengelernt, Jahrzehnte ist das her, an der Uni. Sie ist mit ihm nach Afrika gezogen, und weil die Großfamilie ihr zu viel war, fanden sie ihre Heimat in Gambia, wo man ebenfalls Wolof spricht. Inzwischen haben sie sich getrennt, aber Claudias Liebe zu Land und Leuten ist geblieben. Und zu den Tieren.

Seit über 20 Jahren wohnt die Frau aus Nordrhein-Westfalen in Gambia und die Tiere sind ihre Leidenschaft. An diesem Tag hat sie vier Hunde und ihre Besitzer: innen ausgemacht und letztere überzeugt, dass das Land nicht noch mehr Welpen braucht. Eine englische NGO, die sich eigentlich um Pferde und Esel kümmert, bietet an, Hunde zu kastrieren und zu sterilisieren. Sie haben Freiwillige aus England vor Ort, die und gambische Mitarbeiter operieren jeden Hund, dessen Besitzer: in zu ihnen kommt. Claudia hat an diesem Tag. Bobby, Whiskey, Hope und Wisdom zum Strand gebracht, sie sitzen in einem Käfig und kämpfen erfolglos gegen die Müdigkeit durch die Betäubungsspritzen. Einer nach dem anderen fallen sie um und werden wie am Fließband operiert. Drumherum sitzen Dutzende. Einer sagt, er habe nie Hunde halten wollen, aber die zunehmenden Einbrüche im Land ängstigten ihn. Doch Welpen will er keine. Deshalb ist er hier.

Ein anderer ist lauter und etwas unangenehm. „Hey, wisst ihr wie mein Hund heißt?“ fragt der junger Gambier mit Rastalocken feixend in die Runde. „Putin!“ ruft er triumphierend, obwohl niemand gefragt hat. „Er ist genauso verrückt und aggressiv wie der Typ in Russland.“ Es ist März 2022, vor wenigen Tagen hat der russische Angriffskrieg auf die Ukraine begonnen. Im Februar hieß Mischling Putin noch anders. Sein Name ist dem Hund ziemlich egal, er möchte nicht hier sein, doch am Ende hilft nichts. Putin erbricht noch einmal, entgegen dem Rat der Helfenden hat der Beachboy kurz vor der Narkose sein Mittagessen mit dem Vierbeiner geteilt. Wenig später liegt der Rüde betäubt neben einem anderen Tier auf dem OP-Tisch, wenige Meter entfernt brechen die Wellen des Atlantik, die britischen Tierärztinnen tragen Shorts und sterile Handschuhe im Operationssaal unter großen Palmen.

Mehr als 30 Hunde und Katzen werden heute operiert, 30 Tiere, die keine Welpen und Kitten mehr in Gambia in diese Welt setzen sollen. Claudia arbeitet nicht für die britische Organisation, die Gambian Horse and Donkey Trust heißt, aber sie ist eine der größten Unterstützerinnen. Über ihr Netzwerk organisiert sie unermüdlich Spenden, Halsbänder, Wurmkuren, Futtermittel. Mitten im Corona-Lockdown hatte die Wohltätigkeitsorganisation, die seit 20 Jahren in Gambia aktiv ist, zwei Hunde, die es in Gambia wohl kaum geschafft hätten. Claudia aktivierte ihr Netzwerk, postete bei Facebook, blieb hartnäckig. Schließlich flogen zwei Streuner in ein neues Zuhause in Schottland aus. Die neue Besitzerin fuhr damals hunderte Kilometer nach England, um die Tiere nach wochenlanger Quarantäne abzuholen. Ein bisschen verrückt, aber vermutlich muss es solche Menschen geben.

Jetzt ist die Hundebesitzerin in Gambia, es ist ihr erster Besuch im Land. Sie wohnt bei Claudia, hat sich die Haare zu afrikanischen Zöpfen flechten lassen und das Highlight ihrer Reise ist natürlich der Besuch im „Eselkrankenhaus“, dem Hauptsitz der englischen Organisation. Dutzende Esel haben sie hier, ein Vielfaches an Hunden. Die Tiere kommen oft halbtot auf dem Gelände an, ihre Besitzer bringen sie oder jemand hat Erbarmen und ruft an, bevor sie das Tier totschlagen oder verenden lassen, und informiert über einen tierischen Patienten in der Nähe. Hier päppeln und behandeln sie die Tiere, berichten bei Facebook täglich mehrfach über die Fälle, die oft den Atem stocken lassen.

Gesunde Esel werden als Arbeitstiere an bedürftige Familien vergeben, aber nur nachdem diese eine Schulung im Umgang mit den Tieren absolviert haben. Wer die Langohren schlägt oder ihnen eine scharfe Trense ins Maul legt, ist seinen „Projektesel“ schnell wieder los. Die Hunde werden gesund gepflegt und ihren Besitzern zurückgegeben, schwere Fälle zur Adoption in Europa beworben. Es ist schwer herauszufinden, was Claudia antreibt. In zwei Jahrzehnten Afrika hat sie jede Menge erlebt, ihre Geschichten enden und langweilen nie. Sie knüpft Kontakte, bringt Menschen zusammen, hilft, wo sie kann. Nicht nur Tiere, auch menschliche Patient: innen finden mehr als ein offenes Ohr. Das Kind mit der Knochenentzündung im Arm vermittelt sie zur kostenlosen Operation nach Deutschland, der Junge mit Zerebralparese bekommt einen Rollstuhl.

Dabei findet die Rheinländerin immer die richtige Ansprache. Einer der Hunde, die sie zur Kastration einsammeln will, ist extrem ängstlich. Direkt spricht sie den Besitzer an. „Dein Hund? Komm mit. Keine Diskussion.“ Und schon sitzt Mr. Ndow mit zwei Hunden im Kofferraum des Jeeps, den Claudia für den heutigen Tag samt Fahrer geliehen hat. Etwas hilflos erzählt Mr. Ndow, dass er als ITler arbeitet und eben noch schnell in der Firma angerufen und was von einem Familien-Notfall erzählt hat. „Wenn ich denen sage, dass ich nicht komme, weil mein Hund kastriert wird, halten die mich ja für verrückt,“ sagt er.

So richtig scheint er nicht zu verstehen, warum er in diesem Auto sitzt und an den Strand fährt, damit sein Hund operiert wird. Aber Claudia scheint Ahnung zu haben und er macht mit. „Der Hund hat die Räude,“ eröffnet sie ihm wenig später. Die einmalige Gabe eines Medikaments würde das Leid des Tieres, das sonst zu dessen Tod führen würde, lindern. Doch das Medikament ist teuer. Claudia zuckt die Schultern. „Muss ja sein, das ist ein Guter, der kümmert sich, aber Geld hat der keins,“ sagt sie mit Blick auf den Besitzer.

Ein paar Tage später kann sie Mr. Ndow das benötigte Medikament überreichen. Dazu gibt es ein Halsband, das jemand in Europa ausgemustert und zu ihr nach Gambia geschickt hat. Das Halsband kann Hundeleben retten in Gambia, so erklärt Claudia. Immerhin zeige es, dass das Tier kein Streuner ist. Manche Menschen sagen, dass man den Entwicklungsstatus eines Landes daran ablesen kann, wie die Menschen mit ihren Haustieren umgehen. Wer dem Gambian Horse and Donkey Trust bei Facebook folgt, erfährt, wie schlecht es den Menschen gehen muss. Man erfährt aber auch, dass es Menschen in Gambia gibt, die wie überall auf der Welt, ihre Tiere sehr lieb haben und sich kümmern, im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Haben sie letztere nicht, helfen Menschen wie Claudia.

Eigentlich baut der Fahrer dieses Autos Tiefbrunnen. Sein Gerät hat er stets dabei. An diesem Tag fährt er Claudia und die Hunde durch die Gegend.

Foto: Hanna Lohmann

Cutting fast. Von den Freuden einer jungen Demokratie an der Meinungsfreiheit.

Meinungsfreiheit macht eine Demokratie aus, und seit es Demokratie in Gambia gibt, versuchen sich einige Menschen an politischem Kabarett. Stundenlang blödeln die Komiker herum, imitieren Politiker: innen und freuen sich, dass das alles von der Meinungsfreiheit gedeckt ist. Ein beliebter Hebel für diese Witze ist das vermeintlich schlechte Englisch des Präsidenten dieser Tage. In einer Ansprache an die Nation verwechselte er eine Kardinalzahl, prompt lachte das ganze Land über Tiktok-Videos, die den Lapsus tausendfach reproduzierten, mit Musik unterlegt viral gehen ließen. In einer anderen Rede anlässlich des Ramadan sprach Barrow über das Fastenbrechen, auf Englisch „to break fast“. Barrow sagte aber „to cut fast“ und wurde über Nacht einmal mehr zum Gespött der Bevölkerung. Die Faszination scheint dabei nicht mal die falsche Wortwahl auszumachen, immerhin spricht ein Großteil der Bevölkerung die offizielle Landessprache Englisch eher schlecht und, sich über Menschen, die nicht zur Schule gegangen sind, zu erheben, passt nicht zu den freundlichen Gambianer: innen. Vielmehr geht es darum, dass man sich über den Präsidenten lustig machen kann und darf.

Nach Jahren der Unterdrückung, in der jeder falsche Blick bestraft werden konnte, genießen die Leute das. An einem Polizeistopp bittet ein Beamter mitten in der Nacht um einen Beitrag zum Iftar, zum Fastenbrechen an einem Ramadantag. Was, um diese fortgeschrittene

Uhrzeit? „Ich habe großen Hunger," erwidert der Beamte wenig überzeugend. „Ich habe mein Fasten noch gar nicht gebrochen." „You didn't break it, or you didn't…. CUT it?" Über diesen frechen und flachen Kalauer in Anspielung auf den Präsidenten muss der Beamte lachen. Er vergisst seinen Hunger und winkt den Fahrer fröhlich durch die Kontrolle. Manchmal tut Demokratie besser als ein kleines Schmiergeld.

Polizist: innen sind Autoritätspersonen, keine Frage. Für einen kleinen Scherz sind die meisten zu haben.

Foto: Defense Visual Information Distribution Service

Mustafa. Von einem furchtbaren Verbrechen, einer wundersamen Genesung und den Menschen, die sie möglich machten.

Mustafa ist neun Jahre alt und in seiner Nachbarschaft wohnt einer, über den sie auf Wolof „Boppa, bi bahut" sagen, „der Kopf ist Lüge", sprich: nicht in Ordnung. So sagen sie es auf den lokalen Sprachen, einen passenderen Ausdruck gibt es nicht für psychische Krankheiten. Der Mann lief eines Tages, es war Opferfest in der muslimischen Welt, durch die Straßen, geriet, wie so oft, in Streit mit einem Nachbarn. Der „Verrückte", wie der Täter hier in Anlehnung an seinen Spitznamen in der Gegend heißen soll, lief nach Hause, um sich zu bewaffnen und den Streit auszutragen.

Er kehrte mit einer Machete, andere sprechen von einer Axt, zurück auf die Straße, sah seinen Widersacher nicht, aber den unbeteiligten Mustafa, der mit einem Freund auf dem Weg zum Friseur war, um einen „Festtags-Haarschnitt" zu bekommen. Der Verrückte holte aus und schlug Mustafa die Machete auf den Kopf. Als er das zweite Mal ausholte, so berichteten es

Zeugen später, hob er den Jungen mitsamt des Buschmessers in die Höhe. Er spaltete dem Jungen den Schädel bis aufs Gehirn, traf Muskeln und Nerven.

Der Täter suchte das Weite und Mustafa hatte das unfassbare Glück, dass jemand das Kleingeld und den Willen aufbrachte, einen Taxifahrer anzuhalten und den zu bitten, den Jungen in die Hauptstadt ins Krankenhaus zu fahren. Öffentliche Notrufe und Krankenwagen gibt es in Gambia ebenso wenig wie Krankenversicherungen. Mustafas wirkliches Glück im Unglück begann am nächsten Tag. denn die Notfallbehandlung mussten die Eltern sofort bezahlen, von Geld, das sie nicht hatten. Der Junge wurde ins künstliche Koma und auf die Intensivstation gelegt und das Krankenhaus verlangte täglich Geld für Narkose- und Schmerzmittel.

In diesen Tagen fanden sich eine Handvoll Expats zusammen, Menschen aus Europa, die in Gambia leben und die Facebook-Seite „Sunu Dume“, Wolof für „Unser Sohn“, ins Leben riefen und Spenden für Mustafas Behandlung sammelten. Mustafa rang lange mit dem Tod. Er wurde mehrmals operiert, immer wieder sammelte sich Wasser in seinem Gehirn, die Schmerzen müssen grenzenlos gewesen sein. Nach Wochen der größte Fortschritt: Er erkannte seinen Vater und bat um ein Stück Brot.

Ein Dreivierteljahr nach dem Angriff lebt Mustafa noch immer.

Er ist rechtsseitig gelähmt, humpelt, kann die Hand und den Arm kaum bewegen. Aber er geht zur Schule und er bekommt Physiotherapie, zweimal die Woche. Ein Taxi holt ihn ab und fährt ihn zu einer der wenigen Praxen im Land. Sein Therapeut heißt David, eine Einheit kostet 300 Dalasi, etwa fünf Euro. Geld, das Mustafas Eltern niemals aufbringen könnten, die Spendenaktion der Expats deckt die Behandlungen ab. David ist lieb mit Mustafa, er animiert ihn zu jeweils zehn Wiederholungen von Greif- und Bewegungsübungen, in Europa würde man das kaum Physiotherapie nennen. Doch es tut dem Jungen gut, er entwickelt sich. „Da kann man operativ nichts machen,“ ist David überzeugt, „aber Physio wird sein Leben verbessern.“

Nach Übungen, die für Mustafa sehr anstrengend sind, kramt David ein spezielles Fahrrad hervor. Es ist mehr ein Dreirad, kann nicht umkippen. Die unkontrollierbare rechte Hand fixiert David mit einem Verband am Lenker, den Fuß steckt er fest in eine Pedale mit Gürtelschnalle. Und dann fährt Mustafa über den Hof der Physiotherapiepraxis durch die Sonne, lacht und jauchzt vor Freude, er fährt tatsächlich Fahrrad! Die Putzfrau hält inne von ihrer Arbeit und beobachtet den Jungen, den sie seit Monaten kennt, sie spricht ein spontanes Gebet für ihn.

Anne, eine Schottin, die Teil der Unterstützergruppe ist und Mustafa heute selbst zur Physio gefahren hat, weil sie zwar nicht weiß, wer Heinz Kühn war, aber versteht, dass die Reporterin stets auf der Suche nach spannenden Geschichten ist, macht ein paar Handyfotos und stellt diese später online. „Die Familie versteht gar nicht so recht, warum wir uns um dieses eine Kind so bemühen,“ berichtet sie später. “Als wir ihn zur Schule angemeldet haben, bekamen wir erstmal drei Geschwister präsentiert, die bisher auch nicht zur Schule gingen und um die wir uns doch bitte auch kümmern sollen, weil sie gesund seien. Ein Kinderleben ist hier weniger wert als ein Erwachsenenleben. Das schmerzt, aber ich bin überzeugt, dass es richtig ist, zu helfen.“

Mustafas Geschwister gehen inzwischen mit ihrem Bruder zur Schule, die Familie zeigt sich dankbar und gottergeben zugleich. Vor einigen Wochen hat Mustafas Vater den Täter mitternachts auf den Straßen getroffen. Er war nach der Tat in das einzige psychiatrische Krankenhaus Gambias eingewiesen worden, von dort aber abgehauen. Mustafas Vater nahm keine Rache an dem Mann, der seinen Sohn beinahe totgeschlagen hat. Er brachte den sichtlich Verwirrten zur Polizei und bat darum, dass man ihn zurück in die Klinik bringe. Auf

Nachfrage, warum, soll er den Beamt: innen nur „Boppa bi Bahut“ geantwortet haben, der Kopf ist nicht in Ordnung.

Als Mustafa das Rädchen sieht, strahlt er über das ganze Gesicht. Sein Physiotherapeut und das Praxisteam freuen sich mit dem Jungen. *Foto: Hanna Lohmann*

Nachwort

Sechs Wochen Gambia liegen hinter mir. Am Ende habe ich sogar meinen Flug ein paar Tage nach hinten verschoben, weil ich das Gefühl hatte, noch nicht fertig zu sein. Die besten Geschichten habe ich gehört (und hier aufgeschrieben), wann immer ich nicht erwähnt habe, dass ich Stipendiatin einer Stiftung und Journalistin bin. Das hat mir beizeiten ein schlechtes Gewissen gemacht, aber auch (journalistische) Demut gelehrt. Ich komme nicht einfach in ein Land und schreibe seine Geschichten auf, verifiziere sie und lege die gleichen Maßstäbe zugrunde, wie ich es in Deutschland tun könnte.

Ich habe bei all meiner Gambia-Erfahrung gelernt, wie wenig ich weiß. Wie wenig ich verstehe. Ich bin den vielen Menschen über die Maßen dankbar, die mit mir geredet haben,

die in diesem Beitrag kaum erwähnt sind. Es waren Hintergrundgespräche, die wir geführt haben. Manchmal spät nachts, in abgewrackten Lodgezimmern, der Zufall oder der Wille von Reisegenossen, die fanden, dass ich wirklich nicht ganz alleine übernachten kann, und mir eine Schwester oder Bekannte vorbei schickten, hat uns zusammengebracht. So saßen wir und sprachen stundenlang leicht bekleidet, weil es unfassbar heiß war und Gambianerinnen unter Frauen überhaupt kein Schamgefühl haben, auf unseren Betten und lamentierten. Wir sprachen über Schwangerschaftsabbrüche, weibliche Genitalverstümmlung, Männer, die Erwartungen an die Liebe und das Leben.

Oder mit einem Einwanderer aus Sierra Leone, der Zufall hat uns zusammengeführt, und plötzlich saßen wir, mitten im Ramadan, auf einer kleinen Insel und betranken uns an Palmwein, bevor wir mit seinem klapprigen Motorrad zurück ins Dorf fuhren. Wir sprachen über den Sklavenhandel, die Kolonialisierung und den Sinn des Lebens. Nichts, dass ich aufschreiben könnte, aber Erkenntnisse, die ich im Pauschalurlaub niemals gewonnen hätte und die ich nie vergessen werde.

Ich bin der Heinz-Kühn-Stiftung dankbar, dass ich diese Zeit hatte, nicht immer gleich weitermusste. Wenn es passte, blieb ich einen Tag oder auch mal eine Woche länger an einem Ort. Fuhr spontan an Orte, die ich nicht kannte, sprach mit Menschen, die ich niemals kennengelernt hätte, wenn ich auf der eiligen Durchreise gewesen wäre. Es sind kleine Begegnungen, zurück in Deutschland sagten einige Menschen, dass ich sicher froh sei, sicher aus dem Leid und Elend zurück zu sein. Das habe ich nie so empfunden. Ja, Gambia ist eines der ärmsten Länder der Welt. Die Menschen haben wenig „to smile about“, Grund zur Freude. Und doch habe ich so viel Leichtigkeit, Aufgeschlossenheit und große Gesten erfahren, dass zu keinem Zeitpunkt Zweifel oder Heimweh auftraten.

Besonders danke ich Ute Maria Kilian, die zu jedem Zeitpunkt für Rat und praktische Tipps erreichbar war. Mein Dank geht auch an meine Eltern, die mir meine ersten außereuropäischen Reisen im Jahr 2006 ermöglicht und zu meiner Abenteuerlust beigetragen haben. Für die anhaltende Unterstützung, Lektorat und kluge Gedanken danke ich Gerrit.